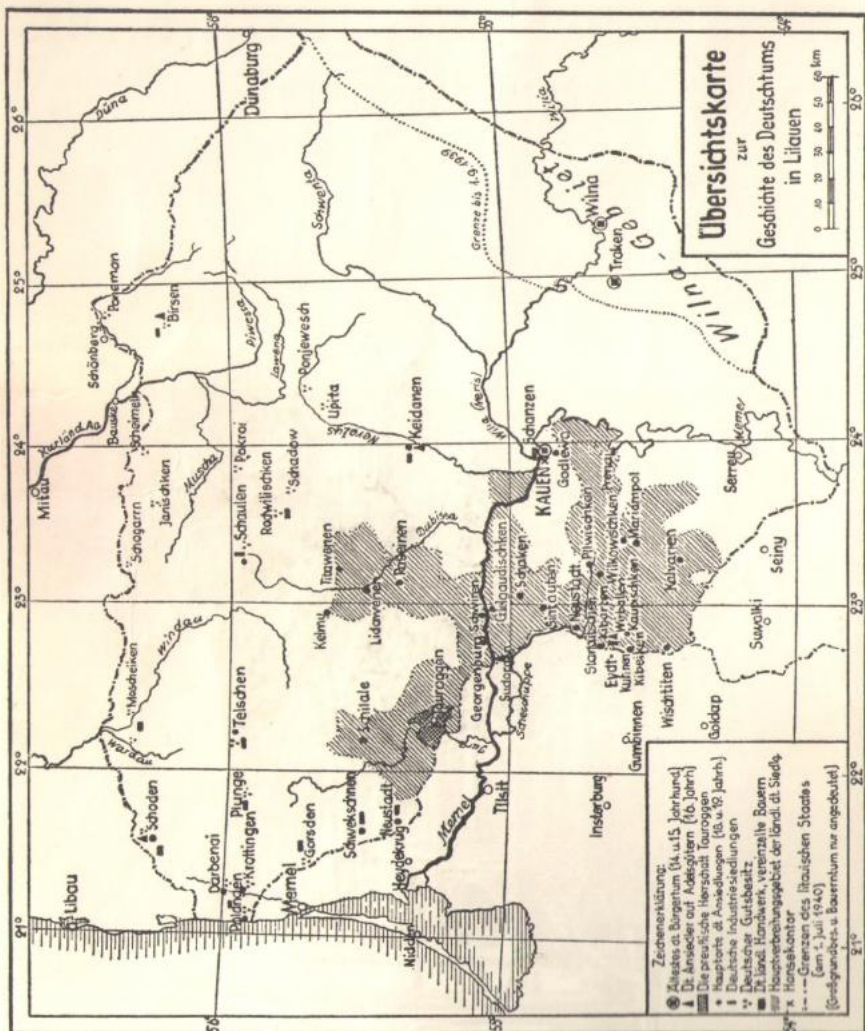


Bilder aus der Geschichte des evangelischen Deutschtums in Litauen



Herausgegeben vom Hilfskomitee der evangelischen Deutschen aus Litauen
in Zusammenarbeit mit der Schriftleitung der HEIMATSTIMME

Bilder aus der Geschichte des evangelischen Deutschtums in Litauen



Herausgegeben vom Hilfskomitee der evangelischen Deutschen aus Litauen
in Zusammenarbeit mit der Schriftleitung der HEIMATSTIMME

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
Deutsch-litauische Nachbarschaft im Wandel der Zeiten	5
Die erste deutsche Siedlung in Litauen	13
Spuren litauendeutscher Vergangenheit	17
Die Salzburger	21
Die Dt. Synode der ev.-luth. Kirche Litauens	27
Aus längst vergangenen Tagen	31
Kirchengemeinde Birsen	35
Ev.-luth. Gemeinde Godlewo	39
Filialgemeinde Preny	43
Georgenburg und seine deutsche Gemeinde	48
Einiges aus der Vergangenheit der Gemeinde Kalvarija	51
Europäische Geschichte in Keidany	55
300-Jahr-Feier der ev.-luth. Kirche Keidany 1929	58
Aus Kauens bewegter Vergangenheit	61
Kelme, Entstehung und Untergang einer evangelisch-reformierten Gemeinde in Litauen	70
Einweihung des ev.-luth. Betsaales in Kibarty 1924	73
Das Kirchspiel Kretingen	77
Die deutsche ev.-luth. Gemeinde in Mariampol	81
Die ev.-luth. Kirchengemeinde Neustadt/Schaken	87
Kirchweihe in Pilwischken 1926	91
Zur Geschichte der Gemeinde Raseinen	97
Jubiläumsfeier anlässlich des 75jährigen Bestehens der ev.-luth. Kirche zu Schaulen 1926	101
Kirchlein, der Gemeinde Herz (Schoden)	105
Ev.-luth. Kirchengemeinde in Schaken	109
Schwyrn, Kreis Raseinen	111
Aus der Geschichte Tauroggens	114
Einiges über die Gemeinde Wilkawischken	122
Wirballer ev.-luth. Kirchengemeinde	124
Wilna	127
Wilnas deutsch-evangelischer Friedhof	133
Die wandernde Dorfschule	136
Deutsches Sonntagsschulwesen in Litauen	139
Erste litauendeutsche Siedlung in Salzgitter-Lebenstedt	141

Vorwort

Die meisten Verlautbarungen über die Geschichte des evangelischen und sonstigen Deutschtums in Litauen sind streng wissenschaftlich gehalten. Solche Arbeiten sind sehr notwendig und man kann sie nicht hoch genug einschätzen.

Das Hilfskomitee der evangelischen Deutschen aus Litauen kam mit der Schriftleitung der „Heimatstimme“ überein, unseren Landsleuten und sonstigen Interessierten, besonders aber der litauendeutschen Jugend ein mehr volkstümliches Büchlein über die Geschichte des evangelischen Deutschtums in Litauen herauszugeben.

Leider reichte das bislang vorliegende bzw. zur Verfügung stehende Material nicht aus, um von allen Gemeinden berichten zu können. Wie ersichtlich, sind es zunächst 22 Gemeinden, die mehr oder weniger ausführlich berücksichtigt werden konnten.

Das Hilfskomitee hofft allerdings, daß dieses Büchlein nicht nur gute Aufnahme findet, sondern daß manche unserer Landsleute in aller Welt hierdurch angeregt werden, die noch fehlenden „Bilder“ aus der Geschichte des evangelischen Deutschtums in Litauen beizusteuern.

Allen aber, die Bilder und Aufsätze zur Verfügung gestellt haben, sei hiermit herzlich gedankt. Ein besonderer Dank gebührt jedoch dem Ostkirchenausschuß, der es ermöglicht hat, daß dieses Büchlein das Licht der Öffentlichkeit erblicken kann.

Atzenhausen und Lebenstedt, den 31. Juli 1964

Für das Hilfskomitee:
Hermann Jaekel
Pastor und Senior

Für die „Heimatstimme“:
Woldemar Günther
Schriftleiter

Deutsch-litauische Nachbarschaft im Wandel der Geschichte

Die geschichtlichen Quellen über die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und Litauern stammen aus einer Zeitspanne, die viele Jahrhunderte umfaßt. Nun hat jede kulturelle Epoche eine zentrale Idee, der sich alle Formen der entsprechenden Kultur unterzuordnen pflegen. In der griechischen Antike war es die Idee des einheitlichen göttlichen Seins. An seine Stelle setzte das Mittelalter den christlichen Gottesbegriff als Quell und Ziel aller Wirklichkeit. Aus dieser Epoche stammen die frühesten Berichte über die Beziehungen beider Völker, wie sie in den Chroniken des Deutschen Ordens verzeichnet sind. Es war das heidnische, das feindselige Litauen, dem die Kreuzzüge des Westens galten, denn an den „Reisen“ des Deutschen Ordens nahmen ja nicht nur deutsche Ritter teil, sondern einmal sogar die Könige von Ungarn und Polen und die Herzöge von Flandern und Burgund mit ihren Heeren (1345).^{*} Das 19. und noch mehr das 20. Jahrhundert hat in der Vielfalt seiner Erscheinungen keinen eigentlich leitenden metaphysischen Gedanken. Es beschränkt sich auf die irdische Wirklichkeit. In den Vordergrund tritt der Begriff der Gesellschaft. Damit wird der Einzelmensch zum Atom, und es entsteht jene Staatsauffassung, die im Wesen des Staates die einzige Realität, Ziel und Aufgabe des Menschen sieht. Die Tatsache, daß die meisten schriftlichen Äußerungen über diese uns noch relativ nahe-stehende Zeit von teilweise sehr einseitigen nationalen Vorstellungen über-leuchtet werden, erschwert eine objektive Beurteilung sogar der geschichtlich feststehenden Fakten. Es gilt dies gerade auch für Beziehungen benachbarter Völker.

Was wußten die Deutschen im Reiche vor 1914 überhaupt von Litauen, von Polen und von den deutschen Minderheiten in diesen Ländern?

Der litauische Dichter Vydunas hat Litauen 1918 einmal ein „verheimlichtes Land“ genannt. Und tatsächlich ist dieses Land bis zum ersten Weltkriege dem Deutschen kaum ins Bewußtsein gerückt worden.

Als zu Beginn des Krieges deutsche Artillerie die litauische Stadt Tauroggen in Trümmer legte, sollte dies ein Vergeltungsakt für die Verheerungen sein, welche russische Truppen bei ihrem Einfall in Ostpreußen angerichtet hatten: Man glaubte, eine russische Stadt vor sich zu haben. Nicht anders war es mit Kurland und Estland, und noch im Jahre 1917 zeigte mir der deutschbaltische Generalsuperintendent von Kurland, Bernewitz, entrüstet seinen von der deutschen Etappenverwaltung ausgestellten Paß, der ihn zu einer Reise nach Deutschland berechtigte; denn in diesem Paß war das Wort „Russe“ mit roter Farbe klar und deutlich eingestempelt worden. Nun — wenn man schon die deutschen Balten der Ostseeprovinzen für Russen hielt, konnte man schwerlich etwas von dem Vorhandensein eines litauischen Volkes in den Grenzen des zaristischen Rußlands wissen. Es war tatsächlich nur eine kleine geistige Oberschicht in Deutschland, deren Kenntnisse über die östliche Grenze hinaus-

^{*} Anmerkung des Herausgebers: Neben den Königen von Ungarn und Polen haben auch westeuropäische Herrscher, wie der Kronprinz von England, der spätere Heinrich IV. (sogar zweimal!), die Herzöge von Flandern und Burgund mit ihren Heeren sowie viele französische Grafen und Ritter an diesen Kreuzzügen teilgenommen.

reichten, aber die deutschen Schulen und damit auch das gesamte Volk hatte dieses Wissen niemals erreicht. So beschränkte sich alles, was man von den Litauern wußte, auf einige Sprachwissenschaftler und die Bewohner jenes schmalen Zipfels Ostpreußens, in dem auf dem Lande noch litauisch gesprochen wurde und auch das Liedgut dieses Volkes noch lebte. Aber auch in diesem engen Bezirk, in dem von Nachbarschaft gesprochen werden konnte, läßt sich bis zum ersten Weltkriege ein nationaler Gegensatz zwischen Deutschen und Litauern kaum feststellen. Das Eintreten für die Erhaltung der litauischen Sprache, wie wir es schon bei Rhesa zur Goethezeit finden, ist keineswegs national gefärbt. Wo Gegensätze hervortreten, sind sie im wesentlichen sozialer Natur. Anders verlief die Entwicklung im sogenannten russischen Litauen. Hier erwuchs im 19. Jahrhundert eine nationale Bewegung, die sich stark von der polnischen abhob. Sie wurde von der katholischen Geistlichkeit des Landes getragen. Dadurch kam es zu eigenartigen kulturellen Beziehungen über die deutsch-russische Grenze hinweg. Das Druckverbot der zaristischen Regierung, das von 1865 bis 1904 für das litauische Schrifttum bestand, führte dazu, daß in diesen Jahrzehnten Hunderte von Büchern in litauischer Sprache in Tilsit gedruckt und durch sogenannte „Bücherträger“ über die Grenze ins russische Litauen gebracht wurden. Auch die Zeitungen „Aušra“, „Apzvalga“, „Tėvynės Sargas“, „Varpas“ und „Ukininkas“ wurden in Tilsit gedruckt und gelangten mit den Übersetzungen von Schillers „Tell“ und der „Jungfrau von Orleans“ durch Vincas Kudirka in das russische Litauen. In diesem Zusammenhang ist es auch von Interesse, daß die Sonderrechte der deutschen Balten auf dem Gebiete des Schulwesens dazu führten, daß nach einer Statistik des Jahres 1903 auf dem deutschen Gymnasium in Mitau die Litauer 33,3 Prozent der gesamten Schülerzahl stellten, auf dem in Libau 25 Prozent, da sie hier der Russifizierung erheblich weniger ausgesetzt waren. Wir sehen also auch hier die Anbahnung kultureller Beziehungen.

Wir müssen uns zur Gewinnung einer historischen Perspektive für diese nationale Bewegung im russischen Litauen der weittragenden Anregungen erinnern, die von Bodmer, Herder, den Gebrüdern Grimm ausgegangen sind, und die überall den Sinn auf die Muttersprache, das Bodenständige, die Vorzeit und die Kinderjahre der Völker lenkten. Es ist im Grunde die deutsche Romantik, von welcher die stärksten Anregungen für die junglitauische Bewegung ausgingen, und es ist die gleiche geistige Haltung, welche zu einer so herzlichen Anerkennung des litauischen Volksliedes in der deutschen Literatur führte. Die Übertragungen von Ruhig, Professor Kreutzfeld, von Herder, von Rhesa, der 33. Literaturbrief von Lessing, die Äußerungen Goethes, die Nachdichtungen Adalberts von Chamisso, von Franz von Gaudy, Wilhelm Jordan und manchen anderen waren damals den gebildeten Deutschen durchaus vertraut.

In Litauen selbst kommt es zu einer romantischen Verherrlichung der Vorzeit. Sie führt zunächst zu zahlreichen Übersetzungen der polnischen Romantik, da es eine eigene litauische Bildungsschicht zu dieser Zeit noch nicht gibt. Vor allem sind es die Kämpfe mit dem Deutschen Ritterorden, welche den Stoff abgeben. In dieser Literatur — denken wir etwa an Mickiewicz (Konrad Wallenrod), Garczynski, Kraszewski, Kondratowicz und andere, finden wir den Beginn jener Geschichtsauffassung, welche die Ordenskriege zu nationalen Auseinandersetzungen umdeutete, während sie, wie eingangs erwähnt,



Das Großfürstentum Litauen im 16. Jahrhundert (1559)

lediglich eine Fortsetzung der Kreuzzüge gegen ein heidnisches Land und zugleich Machtkämpfe darstellten: Bald sehen wir die Litauer mit der deutschen Stadt Riga gegen den Orden verbündet, bald Rigenser und Ordensritter im Kampf gegen die Litauer. Daß schließlich die Feindseligkeit der preußischen Städte und des preußischen Landadels die Hauptursache für die Katastrophe des Ordens in den letzten Entscheidungskriegen mit Polen-

Litauen war, ist nicht weniger eine geschichtliche Tatsache, zumal diese Kämpfe in dem Augenblick ihren eigentlichen Sinn verloren, als Litauen zum Christentum übertrat (1387).

Aber gerade zu Beginn dieses 14. Jahrhunderts hören wir zum ersten Male von Deutschen, die von einem litauischen Fürsten zur Siedlung in seinem Lande aufgefordert werden. Es sind die berühmten Sendschreiben des Großfürsten Gedymin, der sich König nannte. Er hatte 1323 dem Papste freie Glaubensbetätigung für jedes Bekenntnis versprochen, Dominikaner und Franziskaner aus Sachsen zur Missionstätigkeit gerufen. Zugleich sind die Sendschreiben vom 26. Mai des Jahres an einige Hansestädte gerichtet. In ihnen lädt der Großfürst zur Siedlung ein: Kaufleute, Ritter und ihre Vasallen, weiterhin Handwerker: Mechaniker aller Art, Schmiede, Wagenmacher, Silberschmiede, Bäcker, Schuhmacher, Steinmetzen, Fischer, Personen, die mit der Salzzubereitung vertraut sind, und vor allem Bauern. Sie sollen mit ihren Frauen, ihren Kindern und ihrem Zugvieh frei ins Land einreisen und sicher sein vor jeder ungerechten Behandlung. Den Bauern wird eine zehnjährige Steuerfreiheit und allen das Rigaische Recht zugesichert.

Wenngleich der Erfolg dieser Sendschreiben nicht bekannt ist, so erkennen wir doch ein halbes Jahrhundert später eine intensive deutsche Siedlung in den litauischen Städten. 1387 gewährt Großfürst Vytautas die Selbstverwaltung des Magdeburger Rechtes der Stadt Wilna, 1391 Grodno und wenig später der Stadt Kauen. Als er im Jahre 1430 stirbt, hinterläßt er auch in der Erinnerung der einheimischen Deutschen diese Zeit als die „goldene Zeit“ des Landes.

Auf kulturellem Gebiet werden die damaligen Beziehungen zu den deutschen Nachbarn vor allem durch die Kirchenbauten des Landes deutlich, die, wie die Backsteinbauten der gotischen Kirchen in Kauen, fast alle zwischen 1400 und 1500 entstanden sind und sogar noch wie das Annenkirchlein in Wilna in das 16. Jahrhundert hineinreichen. Denn dieser gotische Stil kam aus Deutschland.

Die Rolle des spätmittelalterlichen Deutschtums in Litauen beleuchtet die Tatsache, daß wir ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Vytautas deutsche Bürgermeister in Kauen finden, so 1478 Paul Sebeneiche, 1479 Barnate, 1487 Jurgen Komerwow. Schon 1467 tritt ein deutscher Ratsherr, Merten Gehlen, auf, und bis zum Ende des Jahrhunderts sind nicht weniger als 22 deutsche Ratsherren und Bürger namentlich verzeichnet. Daß für dieses einheimische Deutschtum allerdings auch die Gefahr der Litauisierung bestand, sehen wir an dem deutschen Vogt von Kauen, Wytyling, der 1498 stirbt und dessen Söhne dann litauische Namen führen. Die Bedeutung der deutschen Sprache zu dieser Zeit erhellt eine Verordnung von 1476, nach welcher sich die Deutschen vor Gericht eines Dolmetschers zu bedienen hätten. Von einer deutschen Kirche in Wilna berichtet wenige Jahrzehnte später das Lübecker Ausgabenbuch der großen hansischen Gesandtschaft, die durch Litauen nach Moskau reist: In der Wilde (Wilna) an den Vorsteher der Deutschen Kirche, an den Prediger daselbst und an die Gottesarmen insgesamt 7 Taler gegeben. — Da ein ganzer Ochse damals nur 5 Taler und 16 Groschen kostete, war dies eine erhebliche Summe.

Über die nach Litauen zugereisten Deutschen im 15. und 16. Jahrhundert berichten die Akten des deutschen Hansekontors in Kauen. Die deutsche



Auf einem Hügel bei Simnas, im Südwesten Litauens, zwischen Kalvarija und Alytus, inmitten einer Seenlandschaft voll herber Schönheit, liegt ein kleiner deutscher Soldatenfriedhof aus dem Ersten Weltkriege. Hoch in den Himmel ragt ein schlichtes Kreuz, weit über Land und Seen geht der Blick. Unter dem Kreuz ein Stein. Auf dem Stein, in Eisen gegossen, die Figur einer Wildgans. Die Inschrift der schwarzen Tafel kündigt: „Hier ruht Ernst Wurche, der Wanderer zwischen beiden Welten.“ Wer aus der damals jungen Generation kannte ihn nicht, den „Wanderer zwischen beiden Welten“, das Buch von Walter Flex, von Millionen deutscher junger Menschen nicht nur gelesen, sondern erlebt? Hier bei Simnas fiel der Held des Buches und Freund des Dichters Walter Flex. Hier hat ihn Walter Flex, später selber gefallen, eigenhändig begraben und den Stein gesetzt. Ob Grab, Stein und Kreuz heute noch stehen?

„Wildgänse rauschen durch die Nacht
Mit schrillum Schrei nach Norden.
Unstete Welt, hab acht, hab acht,
Die Welt ist voller Morden.“

Hanse betrieb damals einen ausgedehnten Handel in Litauen, der durch die politischen Verhältnisse begünstigt wurde: Im zweiten Thorner Frieden hatte Polen Westpreußen mit Danzig und der Marienburg erhalten.* Die Stadt Kauen untersteht also seit diesem Jahre dem gleichen Herrscher wie Danzig. So sind es auch im wesentlichen Danziger Bürger, die den Kern des Hansekontors bildeten. Diese deutschen Kaufleute wohnten in eigenen „Höfen“, die sich heute nicht mehr feststellen lassen. So besaß 1467 der Danziger Bürgermeister Johann Angermunde zwei Höfe in Kauen, und noch dreißig Jahre später ist ein Hof im Besitz dieser Familie bezeugt. Natürlich führte die Handelseifersucht der einheimischen Kaufmannschaft vielfach zu Reibereien mit den Hanseaten und zu dem Bestreben, sie aus dem Handel zu verdrängen. Ebenso geht aus den Berichten hervor, daß gelegentlich Mitglieder des Kontors diesem aufsagten und Kauener Bürger wurden.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts und im 17. Jahrhundert geht eine neue Siedlungswelle nach Osten, und die seit Beginn des 16. Jahrhunderts in Polen und Litauen einsetzende Reformation verstärkt die weiteren kulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und Litauern. Im Jahre 1544 hatte Fürst Albrecht von Brandenburg die Königsberger Universität gegründet. Im Bestreben, der Reformation eine weitere Ausbreitung zu ermöglichen, zog dieser Fürst auch junge Bojarensöhne aus Großlitauen an die Universität und gewährte ihnen Stipendien. Vor allem unter dem hohen und niederen Adel Großlitauens hatte die Reformation viele Anhänger, und in der Druckerei von Kedainen wurde eine ganze Reihe von reformierten Schriften von deutschen Druckern gedruckt.

Die Gegenbewegung gegen die reformierte Kirche beginnt 1576. Damals werden die Jesuiten aus Riga ins Land gezogen, Jesuitenkollegs werden gegründet — in Kauen zogen die Jesuiten 1642 ein —, und die Gegenreformation erfaßt allmählich das ganze Volk. In dieser Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts entsteht der konfessionelle Gegensatz zwischen den katholischen Litauern und Polen und den evangelischen Deutschen. Dieser Gegensatz erhält sich bis in die jüngste Zeit und verbindet sich mit den nationalistischen Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts, so daß nach dem Wiedererstehen des litauischen Staates das Verhältnis zwischen den Litauen-Deutschen und Litauern hierdurch verschiedentlich getrübt wird.

Bis zu den polnischen Teilungen tritt das einheimische Deutschtum in Litauen wenig hervor. Über die Ev.-lutherische Trinitatiskirche zu Kauen 1683—1933 verdanken wir Pastor Joh. Wischeropp eine gute Darstellung. Im 19. Jahrhundert erfolgt eine stärkere Einwanderung von Deutschen. Sie spiegelt sich auch in den Gründungsjahren der evangelischen Kirchen wider, obwohl die evangelischen Gemeinden sicher auf ein höheres Alter zurückgehen. 1714 wurde die Kirche von Kedainen, 1821 die von Schoden erbaut. Die große deutsche Wirtschaftskrise in den vierziger Jahren ruft dann eine verstärkte Einwanderung hervor: Mariampol 1841, Tauroggen 1844, Neustadt 1845, Prienai 1847 und Schaulen 1851. Aus den sechziger Jahren stammen die

* Anmerkung des Herausgebers: Den geschichtlichen Tatsachen entspricht folgende Unterscheidung: Danzig gehörte zu dem deutschen Staat Westpreußen, der König Polens wurde nicht Landesherr, sondern Schutzherr.

deutschen Kirchen von Rossieny, Wyschtyten, Schwekschny, Wilkowischken, aus den siebziger und achtziger Jahren endlich die von Schakiai, Wirballen, Batokiai und Georgenburg. —

Ich komme zum Schlusse. Es wurde versucht, die Beziehungen von Deutschen und Litauern an Hand der Quellen in einem kurzen Überblick zu schildern. Aus der Art des überlieferten Schrifttums erklärt es sich, daß das hier gezeichnete Bild teilweise allzu stark von den Schatten politischer Gegebenheiten verdunkelt wurde. Eine Begegnung auf menschlicher Basis gewährt uns zweifellos ein anderes Bild, das zeigt uns gerade die Entwicklung des 20. Jahrhunderts.

Die deutsche Besetzung des Landes führte eine Reihe deutscher Dichter im Soldatenrock nach Litauen, es seien hier nur Oskar Wöhrle, Herbert Eulenberg und Richard Dehmel genannt. Wer die Veröffentlichungen dieser Dichter oder etwa das große Bilderwerk von Struck und Eulenberg über Litauen oder die Bände der damals erschienenen „Zeitung der X. Armee“ heute durchblättert, wird erstaunt sein über die Fülle herzlicher Sympathien, die damals deutscherseits dem litauischen Menschen, auch dem Bauern und der litauischen Volkskultur, entgegengebracht wurden. Es ist eine Literatur, die viele Bände füllt, und es wäre unrecht, sie zu vergessen, denn die gleichen Sympathien brachte auch der einfache deutsche Soldat mit nach Hause.

Die letzte Entwicklung nach Neugründung des litauischen Staates 1918 führt schon in die Gegenwart. Sie bedeutet mit ihren auf der politischen Ebene ausgetragenen Gegensätzen zwischen beiden Staaten einen schmerzlichen Rückschritt auch für die Volkstumsbeziehungen, wenngleich nicht vergessen werden darf, daß gleichzeitig, jenseits aller Politik, sowohl auf wissenschaftlichem wie auf künstlerischem Gebiete die Verbindungen nicht abrisen, sondern sich sogar vielfach enger gestalteten. Gerade hieraus ergibt sich die Lehre, daß man niemals die Haltung eines Volkes mit der seiner Regierung identifizieren darf. Die Jahre nach dem deutschen Zusammenbruch haben uns gezeigt, wie über alle Gegensätze hinweg immer wieder das Menschliche zum Durchbruch kam. Es geht dies aus allen Berichten über Begegnungen Deutscher und Litauer in russischen Konzentrationslagern hervor, es zeigte sich in der Aufnahme und Versorgung der nach Litauen geflüchteten Ostpreußen und nicht zum wenigstens in der Verpflegung deutscher Kriegsgefangener im russischen Gefangenenlager in Schaulen, von der ein Deutscher schrieb: „Die Litauer sind unser Rotes Kreuz.“

Vielleicht mußte erst eine gemeinsame Not über zwei Nachbarvölker kommen, damit der Begriff der Nachbarschaft im alten Sinne wieder in ihnen lebendig wurde als das Verhältnis gegenseitiger Hilfeleistung in Fällen der Not und des Unglücks.

Prof. Dr. Victor Jungfer †



Alljährlich gedenken wir Litauendeutschen, wohn auch immer uns das Schicksal verschlagen hat, am 26. Mai, dem „Litauendeutschen Tag“, jenes Maltages im Jahre 1323, an dem Großfürst Gediminas von seiner Burg in Wilna aus zum ersten Male Deutsche ins Land rief. Das Andenken an diese Burg wird vom Litauertum in aller Welt als Symbol einstiger Größe in höchsten Ehren gehalten und auch wir Deutschen haben allen Grund, dieser Stätte freundlich zu gedenken. Sogar das heutige Regime in Litauen läßt es sich, wie unsere Aufnahme aus dem Jahre 1959 zeigt, nicht nehmen, dieser Weihestätte die ihr gebührende Pflege angedeihen zu lassen. Der Gediminas-Turm wird gut instand gehalten, die ihn umgebenden Mauerreste sind fachmännisch freigelegt und alles macht einen sauberen und ordentlichen Eindruck. Die Fahne freilich, die über allem flattert, hat wohl einiges mit Lenin zu tun, wahrscheinlich auch mit der Weltrevolution und sicher mit Hammer und Sichel, kaum aber etwas mit Gediminas.

Die erste deutsche Siedlung in Litauen

In der „Zeitschrift für Ostforschung“, Heft 9, Jahrgang 1959, finden wir einen Beitrag, der sich u. a. mit der ersten deutschen Siedlung in Litauen befaßt. Die Studie nennt sich „Die St.-Nicolai-Kirche in Wilna und ihre stadtgeschichtliche Bedeutung“ und hat den heute in Stuttgart-Bad Cannstatt lebenden litauischen Landsmann Dr. Povilas Reklaitis zum Verfasser.

Die Initiative zur friedlichen Besiedlung Litauens durch Deutsche ist seinerzeit von einem litauischen Großfürsten (Gediminas) ausgegangen, der sich damit als einer der ersten Herrscher in Osteuropa erwies, dem die Toleranz gegenüber andersartigem Volkstum mehr wert war als die Verfolgung engstirniger Nationalpolitik. Von ähnlicher Toleranzgesinnung zeugt die Tatsache, daß sich heute ein litauischer Gelehrter der Aufgabe unterzieht, an Hand der Geschichte eines Bauwerkes in Wilna dem Ursprung deutschen Lebens in Wilna mit den Mitteln ernsthafter wissenschaftlicher Forschung nachzugehen. Wir glauben, daß diese Tatsache unsererseits nicht nur Erwähnung, sondern auch Dank verdient.

Dr. Reklaitis stellt fest, daß kein anderes Kirchenpatrozinium im nordosteuropäischen Raume eine so eindeutige Sprache spricht wie die St.-Nikolaus-Kirchengründungen. Denn dem Patron der seefahrenden Fernkaufleute, der Wasserstraßen und Schifffahrt, dem Beschützer auf unsicheren Wegen und der neugegründeten Städte weihten bekanntlich die deutschen Kaufleute und Siedler ihre frühesten Kirchen. In Ostdeutschland kennzeichnen St.-Nikolaus-Kirchen vielfach die ältesten marktähnlichen Siedlungen. Auch die ersten Kirchen der Ostseehäfen, wie in Danzig, Königsberg, Wisby, Dünamünde, Reval, Memel, Elbing usw., waren demselben Heiligen geweiht. Die Verehrung dieses Heiligen dehnte sich von Süditalien bis in die Nordsee aus. Im ostbaltischen Raume waren die Träger des Kultes des Retters in der Seenot vornehmlich die Deutschen und die Existenz einer St.-Nikolaus-Kirche in Wilna, die urkundlich bereits 1387 bestätigt wird, gibt den Beweis für das frühe Bestehen einer deutschen Kaufmannssiedlung im Wilnaer Suburbium, noch bevor dort die städtische Verfassung nach dem magdeburgischen Rechtsmuster eingeführt wurde.

Wann hat diese deutsche Kaufmannssiedlung um die St.-Nikolaus-Kirche in Wilna entstehen können? Die vielfältigen friedlichen Beziehungen des Großfürsten Gediminas zur Stadt Riga sind von der Wissenschaft eingehend untersucht worden. Hier sei daran erinnert, daß sogar 1324 am Hofe Gediminas' der Rigenser Hennekine als interpretor regis bezeugt ist, ferner die deutschen Franziskaner Berthold und Henricus als Schreiber des Großfürsten. Riga stellte auch das geeignete Personal für den Dienst bei dem litauischen Herrscher, wodurch ein weiterer Ansatz zur Bildung einer deutschen Kolonie in Wilna geschaffen wurde. In einem der bekannten Briefe von Gediminas ist sogar von dem Rigaischen Stadtrecht die Rede, das die Einwohner von Wilna, also schon 1323, genossen haben sollen. Man kann vermuten, daß die noch nicht zahlreichen Einwanderer dieser frühen Zeit in der fürstlichen Hofhaltung am Fuße des Burgberges Aufnahme gefunden haben, wo schon im 14. Jahrhundert eine kleine Franziskanerkirche bestanden haben muß. Wahrscheinlich sind bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts unter dem Großfürsten Algirdas

auch zahlreiche neue selbständige Gehöfte jenseits der Burgmauer angelegt worden.

Das südwestliche Ende dieser ausgedehnten Siedlungen bildeten das Franziskanerkloster und die Höfe um den Friedhof St. Nicolai mit der Kirche, dem von den Deutschen bevorzugten Siedlungsmittelpunkt. Hier besaßen einige verdiente deutsche Gefolgsleute des Großfürsten ihre Höfe. Die in Urkunden erwähnten Namen wie Hans (Hurcz, Hvns) oder Scheiter (Szeythar) bestätigen den ethnischen Charakter der Bewohner dieses Stadtteils. Gegen Ende der Herrschaftszeit von Algirdas muß diese geschlossene Siedlung zweifellos schon voll entwickelt gewesen sein. 1387 wird der Wall an der St.-Nikolaus-Kirche bereits ausdrücklich erwähnt; er schloß sich vermutlich an den vor der Siedlung vorbeifließenden Bach Vingra an.

Das ursprünglich deutsche Suburbium um die St.-Nikolaus-Kirche in Wilna ist heute noch auch im Straßennetz der Altstadt (etwa innerhalb der Allerheiligen-Dziszna-St. Nicolai- und Judenstraße) als ein Viertel von besonderer Eigenart erkennbar. Diese ursprünglich abseits gelegene, von den Deutschen selbständig gegründete Vorstadtsiedlung mit der Nicolaikirche als Mittelpunkt entwickelte sich in der späteren Phase der Stadtgeschichte, etwa im 15. Jahrhundert, zum deutschen Viertel innerhalb des Stadtgebietes. In der Mitte des 16. Jahrhunderts (um 1555) wurde in diesem Viertel die deutsch-lutherische Kirche gegründet. Später haben sich seine Grenzen in der wachsenden Stadt mehr und mehr verwischt. Es lebte noch lange im Namen der „Deutschen Straße“ fort, den bereits das Panorama von Braun und Hogenberg (1581) festgehalten hat (Die Deutsche goße). Die „Deutsche Straße“ bildete einen Teil des großen Nord-Süd-Traktes, der von Riga (Düna) kommend über die Wilnaer Furt, die Burg umgehend, weiter nach Süden — zu den Quellgebieten der Memel und des Dnjepr mit Abzweigungen nach Grodno und weiter nach Masowien — führte. Die Wilnaer deutsche Kaufmannschaft förderte bezeichnenderweise gerade die Handelsbeziehungen mit dem Süden, mit Polen und den Ländern, die über Polen erreichbar waren. Der Mann, der 1385 an der Spitze der deutschen Kolonie stand — Hanul (Hans Hennecke), der spätere Stadthalter von Wilna (Capitaneus Vilmensis) —, spielte als Diplomat des Großfürsten Jogaila beim Zustandekommen des Vertrages von Krewa eine entscheidende Rolle.

Nur zwei mittelalterliche Denkmäler dieses Stadtteils haben sich bis in unsere Zeit erhalten: die Mariä-Himmelfahrtskirche des Franziskanerklosters und die St.-Nicolai-Kirche. Urkunden des Großfürsten Jogaila von 1387 und zehn Jahre später solche des Bischofs Andreas erwähnen die St.-Nicolai-Kirche mit dem Gemeindefriedhof als einen Bestandteil eines bestimmten suburbikalen Geländes von besonderer topographischer und völkischer Eigenart. Daß die Kirche ursprünglich weltlicher Besitz und Gründung gewesen ist, beweist die Tatsache, daß sie um diese Zeit durch die Schenkung des Vorstehers der damaligen Bürger, des damaligen Stadthalters von Wilna, Hanul, in den Besitz des benachbarten Franziskanerklosters übergegangen ist. Vor dieser Zeit war die Kirche weltlich und verdankte ihre Entstehung der weltlichen Initiative offensichtlich einer Kaufmannsgenossenschaft, war also nicht, wie die anderen Kirchen in Litauen, eine Burg- oder Schloßkirche im Gelände der Burg eines Herrschers. Die Kirche hat sich außerhalb der Burgmauer befunden, und neben der Kirche lagen 1387 ein Friedhof und Höfe,



Plan der Altstadt von Wilna Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Kreise mit dem einfachen Kreuz bezeichnen den Standort der römisch-katholischen, die Kreise mit dem Querkreuz den der griechisch-orthodoxen Kirchen. Der mit Nr. 5 bezeichnete schwarz gehaltene Stadtteil stellt die Siedlung um die St.-Nicolai-Kirche mit der Kirche selbst als Mittelpunkt dar. Die darüber (zweimal Nr. 10) schraffiert eingezeichnete Straße ist die „Deutsche Straße“. Im einzelnen: 1. Die Burg; 2. mutmaßliche Stelle des ältesten Marktes; 3. St.-Nicolai-Kirche; 4. Franziskanerkirche und -kloster; 5. griechisch-orthodoxe Freitags-Markt-Kirche; 6. St.-Johannis-Pfarrkirche; 7. Rathaus mit Ring; 8. Deutsche Straße; 9. ehemaliges Troki(Trakal)-Tor; 10. Vorstadt mit St.-Georgs-Kirche.

deren Besitzer deutsche Namen trugen. Zu beachten ist, daß zum Beispiel auch der Kaufmannskirche in Nowgorod ein eigener Friedhof der deutschen Genossenschaft angeschlossen war.

Es ist nicht bekannt, ob die St.-Nicolai-Kirche etwa noch im 16. Jahrhundert den Wilnaer Deutschen gedient hat. Vom 17. bis zum 19. Jahrhundert wurde in den meisten Kirchen Wilnas polnisch gepredigt. Sehr bemerkenswert in der Geschichte der St.-Nicolai-Kirche und im Hinblick auf das freund-nachbarschaftliche Verhältnis, in dem im allgemeinen der litauische und der

deutsche Mensch in Litauen gelebt haben, von nahezu symbolhafter Bedeutung ist die Tatsache, daß die St.-Nicolai-Kirche im 20. Jahrhundert das erste Gotteshaus Wilnas war, das ausschließlich für die Gottesdienste der litauischen Katholiken bestimmt war.

Bald nach 1895 ersuchten die Litauer Wilnas den Bischof Zdanowicz, ihnen eine Kirche sowie einen Pfarrer zuzugestehen, allerdings ohne Erfolg. Dieselbe Forderung wurde 1897 in einem Bittgesuch mit 300 Unterschriften beim neuen Bischof Zwierowicz erhoben; jetzt baten die Litauer, ihnen in der kleinen, alten und recht vernachlässigten Filialkirche St. Nicolai, die von der polnischen Bevölkerung sehr wenig besucht wurde, litauische Gottesdienste und Predigten zu gestatten. Als dieses Gesuch beim Bischof lange Zeit unentschieden blieb, begannen die Litauer Wilnas sich ohne Genehmigung in



Westseite mit Giebel
der St.-Nicolai-Kirche
in Wilna.



Die Chorseite
der St.-Nicolai-Kirche
in Wilna.

der St.-Nicolai-Kirche zu versammeln und nach dem polnischen Gottesdienst litauische Kirchenlieder zu singen. Erst durch die Intervention des Bischofs von Mogiljov wurden am 18. 12. 1901 litauische Gottesdienste und Predigten in der St.-Nicolai-Kirche gestattet. Die Bemühungen der Litauer, die St.-Nicolai-Kirche zur eigenen Pfarrkirche zu machen, stießen noch 1905 auf die Ablehnung des Bischofs. Erst 1921 wurde sie zur ersten litauischen Pfarrkirche in Wilna. Litauisch blieb sie auch in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Am 23. März 1943 wurde die Kirche durch sowjetische Fliegerbomben beschädigt. Dabei wurde das Pfarrhaus zerstört und der litauische Gemeindepfarrer K. Cibiras getötet. Doch hat die St.-Nicolai-Kirche ohne Schaden 1944 die Kampfhandlungen im Stadtgebiet überstanden.

Spuren litauendeutscher Vergangenheit

Einer eigenartigen Verflechtung geschichtlicher Schicksale, einem Glücksfall sozusagen, verdanken wir die Erhaltung von Wilnaer und Kaunger Bürgerlisten aus dem Jahre 1656 — so darf man sie wohl nennen —, die noch heute im Stadtarchiv zu Königsberg ruhen. Sie sind ein gewichtiges Denkmal für die Geschichte der beiden Städte, für die völkische Mischung ihrer Bürgerschaften und den deutschen Anteil an ihnen. Sie stellen die ältesten und ersten Namenslisten dar, die für die Einwohnerschaft der beiden Städte vorliegen, und zeigen, welch großen Einfluß der deutsche Kaufmann und das deutsche Handwerk auf die Entwicklung Wilnas genommen hatten. Nach einer Zusammenstellung des Geh. Archivrats Dr. Karge in Königsberg waren in Wilna Mitte des 17. Jahrhunderts nachstehende deutsche Familien als Kaufleute und Gewerbetreibende ansässig:

Von den deutschen Kaufleuten gab es in Wilna im Jahre 1655 folgende: Conrad Frisius und sein Sohn Johannes, Christof Georgi mit seinen zwei Jungen Wendel Maußkopf aus Riga und Friedrich von Retzen aus Insterburg, Georg Redinger, Johann Bechtold Humbert, Jakob Gibel mit seinem Jungen Michel Schipke, Zacharias Weiß, Jakob Destaus mit seiner Schwiegermutter Susanne von Sichten und deren beiden Söhnen Jakob von Petten und Wilm von Sichten und einen Diener Wilm Fester, David Graffe, Georg Mansfeld mit seinem Stiefsohn Johann Strunk, Joachim Reitter mit seinem Jungen Johann Lavon (?), Hans Hückemann, Andreß Reymann, Barthel Kotzer, Adam Palczewski, Johann Defauß, Thomas Hötzens, Witwe Helena und der Wilnaer Ratsherr, königlicher Sekretär und Verwalter des Zollwesens im Großfürstentum Litauen Heinrich Mones. Der Handelsmann Friedrich Pokoy aus Mohrungen.

Kaufgesellen und Handelsdiener: Abraham von Lichtenstein, Michael Hempel, Paul Schmaus aus Nürnberg, „gewesener Handelsdiener-Geselle“, Michel Schwarz, Mathiß Wagner aus Königsberg, Hans Gieß aus Riga, Abel Unstedt, Peter Croon bei Nikolaus Richter.

Gewürzkrämer und Gewürzhändler: Michel Buchner mit seinem Jungen Konrad Burchard, Wilhelm Moiler, Simon Katurla und seine Schwiegermutter Barbara Horneiß, Friedrich Heldt, Faltin Bister mit seiner Schwiegermutter Balzer Boydals Witwe und Georg Goltz.

Ähnlich zahlreich wie die Kaufleute, waren auch die Goldschmiede: Zacharias Schneider, Jakob Schneider, die Goldschmiedefrau Judita Luxian, geb. Gebel, Hans Müller, Gerge Neumann, Friedrich Meinhardt, der Goldschmiedegeselle Hans Rentel mit seiner Schwester Elisabeth, der Witwe des Goldschmieds Faltin Heine, Dietrich Witt, Gottfried Clement und Michael Martens.

Der Steinschneider Johann Klemendt, der Siegelschneider Christoph Albrecht Vogel. Die Uhrmacher Hans Klaffen, Jakob Jerke-wicz mit seinem Gesellen Jakob Dika, Johann Scherer. Der Papiermacher Hans Tochtermann, der Leineweber David Gebau, die Orgelbauerin Gertrud Cornelschin, der Rotgießer Hans Ulrich Bader, die Kannengießer Hans Rebel, Thomas Milda und Nikolaus Klansing, der Zimmermeister Martin Eichhof mit seinem Knecht Andres, die Maler Baltzer, Hirdler und Johann Schrötter, der Weinhändler

Christian Fohs (Voss). Die Weinschenker Hans Magdeburger mit seinem Jungen Andreas Bahrß, Marten Ehm und Daniel Hanke. Die Kretzmersche Maria Lang, Hans Rentels Schwester mit ihren Söhnen Georg und Tobis Lang. Der Beutler Peter Heiland, der Konditor Michael von Saalfeld, der Zuckerbäcker Joh. Peß. Die Büchsenmacher Erasmus Erleben mit seinem Eidam Jakob Treu, Gerge Langner, Hanß Petzelt, Hanß Baldtmann, Lorenz Gsell, Andres Hinck, Adam Jakob, Caspar Sehler und Michel Schneider. Die Büchschenschnitter Christoph Hoffmann, Tobies Schtemplin, Ernst Fiescher, der Büchschenschnittergeselle Balzer Jäschke und Merten König. Die Bortenmacher und Posamentierer Wilhelm Alßdorff, Peter Duncken, Hans Baltzar, Johann Kreidner mit einem Lehrjungen Matthias und Vincent. Der Filzmacher Valentin Pfanners und der Knopfmacher Hans Nitsch. Der Sattler Erhard Erhardus. Die Riemer Gerge Schöbel und Gerae Windkler. Der Messerschmied Friedrich Franz Lang. Die Schneider Walter Schaden mit seinem Gesellen Siegmund, Michael Burchart, Pankraz Klessel, Nicolaus Franz Samuel Jonas Schwedt, Johann Zimmermann und Berent Lerß. Die Drechsler Merten Gerlach und Bastian Baltzer. Die Tischler Petter Gramell und Gerge Esenbach. Der Schuhmacher Hans Stöltzner. Der „Barbierer“ Christoph Satriebe. Der Hofschlosser Adam Beyer.

Gelehrten-Berufen gehörten an der Arzt und Dr. Medicinæ Paul Möller, der in Königsberg studiert hat, mit seinen zwei Stiefsöhnen Georg und Andreas Strunck. Neben vier polnischen „Dienern und Jungen“ hat er auch einen deutschen Diener Christian Moldenhauer. Als Bürger der Königsberger Universität bezeichnet sich auch der Wilnaer Advokat Arnolph Zaleski; seine Frau Katharina ist eine geborene Wichert. Zwei Brüder von ihr, Christoph und Albert Wichert, besuchen das Altstädtische Gymnasium in Königsberg.

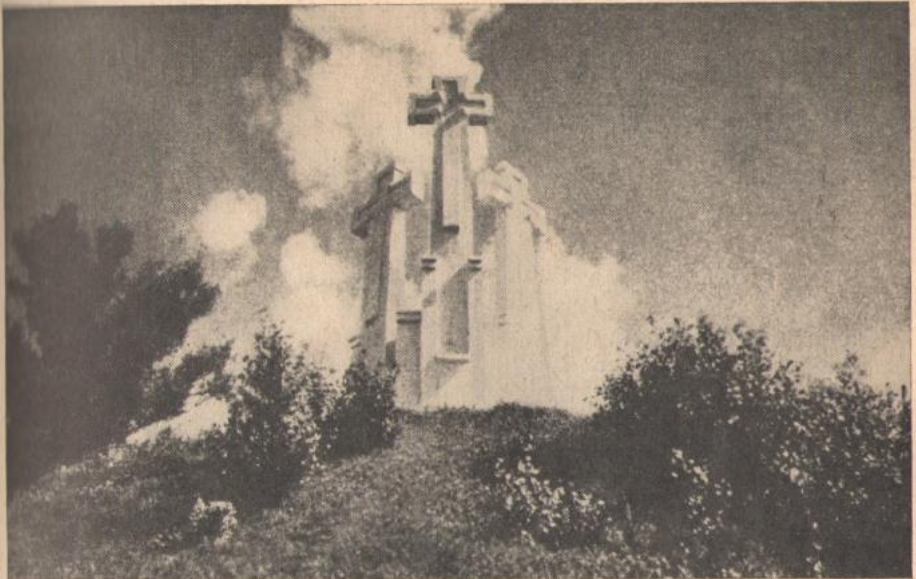
Dazu kommen noch die beiden Prediger der deutschen Gemeinde „Augsburgischen Bekenntnisses“ Johannes Malina und Magister Otto Mattesius sowie der reformierte Wilnaer Prediger Jakob Chelchovius. Alle drei haben in Königsberg studiert.

Von königlichen und anderen Beamten seien noch genannt: Hans Trilner, kgl. polnischer Münzwardein aus Wilna; Johann Gutzlaff, von ebendaher. „Bedienter des Herzogs Boguslaw Radziwill“; Friedrich Zülich aus Wilna, „Chirurgus“ des Herzogs, und Samuel Kolander, „Bürger von Wilna und Bedienter“ desselben Herrn.

Man sieht, es war eine stattliche Anzahl von Deutschen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Wilna wohnte und dort das Bürgerrecht besaß.

Daß das Deutschtum in Wilna sich aber trotz aller Befehdungen durch die Polen auch noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebenskräftig erhalten hat, zeigt die nachstehende, gleichfalls einer längeren Abhandlung des Geheimrats Dr. Karge entlehnte Zusammenstellung:

Noch im Jahre 1753 gab es zehn deutsche Bäcker in Wilna: Jakob Heibarg (Heiberg), Joachim Christ, Freist, Benjamin Ritsch, Wilh. Spring, Jakob Bluhm, Wolfram Reuterberg, Friedrich Kube, Joh. Christian Kreiner, Johann Nikolaus Woldack und Christian Friedrich. Um das Jahr 1765 sind ebenda noch verschiedene deutsche Schlosser und Schmiede nachgewiesen. Iwan Bauch, Albrecht Knoff, Ernst Hoppe, Heinrich Schubert und Jakob Berg.



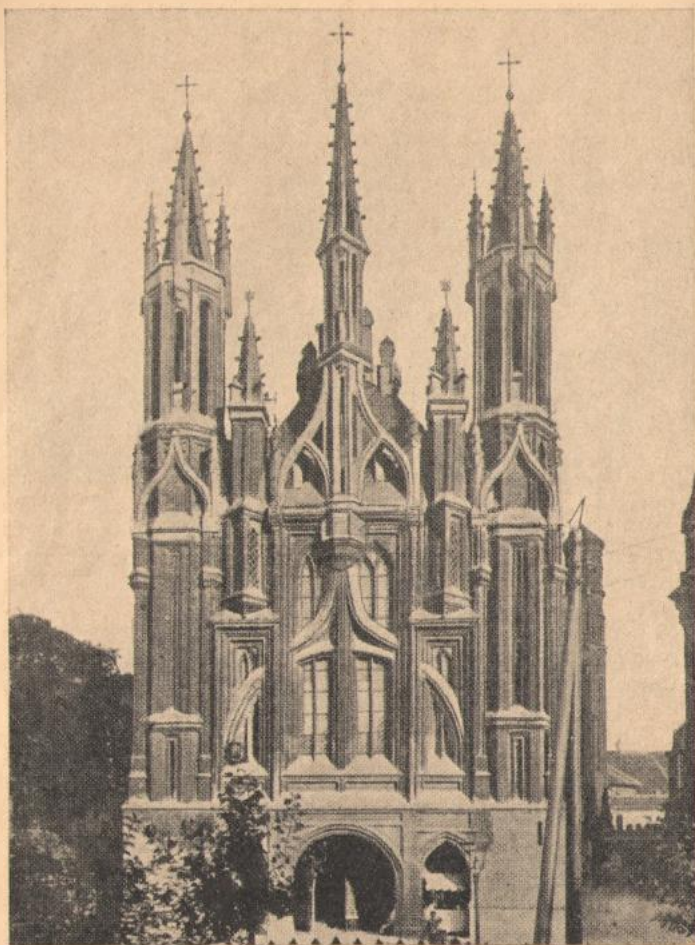
Das Mahnmal der drei Kreuze auf dem sagenhaften „Drei-Kreuze-Berg“ in Wilna. Die Überlieferung läßt mehrere Deutungen über den Ursprung der drei Kreuze zu. Eine Version spricht davon, daß hier einst drei Deutsche (gemeint sind wahrscheinlich Evangelische) um ihres Glaubens willen hingerichtet wurden.

Da auch die Zunftältesten von diesem Jahr trotz ihrer polnischen Namen sich zu den Deutschen hielten, so war ihre Anzahl größer als um das Jahr 1655. Im Jahre 1744 begegnen uns fünf deutsche „Wagner und Bürger“.

Daß die Apotheker und Goldschmiede noch vielfach Deutsche waren, ist leicht erklärlich. Im Jahre 1748 zählen wir noch neun deutsche Goldschmiede in Wilna: Lorenz Wiljanz und Benjamin Kutscher als Älteste, Christoph Gronmann, Georg Schnetka, Gottfried Ernst Schönberg, Andreas Eierlei, Christoph Zesemann, Johann Zeidel (Seidel) und David Plat.

Sogar deutsche Ratsmänner gab es in Wilna noch im Jahre 1792: die Herren Friedrich Heine und Daniel Hertel. Sehr groß war die Zahl der deutschen Schu h m a c h e r um dieselbe Zeit. In einem Zunftstreit, der sich zwischen Polen und Deutschen abspielt, werden uns zwölf deutsche Schuhmacher namentlich aufgezählt.

Über 40 Jahre sind seit der Veröffentlichung dieses alten Dokuments in der „Kownoer Zeitung“ vergangen, der zweite Weltkrieg ist über das Land gebräust und hat nicht nur die Litauendeutschen endgültig aus ihrer Verwurzelung in der alten Heimat gelöst, sondern auch Königsberg in Schutt und Asche gelegt. Damit wird auch das erwähnte Staatsarchiv in Königsberg untergegangen sein, so daß die vorstehend wiedergegebenen Aufzeichnungen die einzige Quelle sein werden, die Kunde von diesem Teil unserer Vergangenheit gibt.



Das herrliche gotische Annenkirchlein in Wilna, in dem die ersten deutschen Gottesdienste auf litauischem Boden abgehalten worden sein sollen. Als Napoleon durch Wilna kam, äußerte er die Ansicht, man müßte das Kirchlein abtragen und in Paris neu aufbauen.

Die Salzburger

Wer von unseren Landsleuten hat nicht schon einmal etwas von den Salzburgeru gehört? Ob wir uns heute nun der Namen unserer einstigen Nachbarn erinnerten, sei es im Dorfe, in der Kleinstadt oder auch in einer größeren Stadt, immer begegneten uns Namen, von denen wir mit Gewißheit wußten: Diese Leute stammen aus Salzburg. Es waren dies die Wiemer, Reinbacher und Neufang, die Empacher, Lottermoser, Wittmoser und andere „Moser“. Nichts unterschied diese von ihren Landsleuten, ihren Nachbarn. Nichts war ihnen von ihren Salzburger Vorfahren überkommen und geblieben als nur ihre Namen. In dieser und jener Familie hielten sich noch, mehr oder weniger verschwommen, Überlieferungen, die mit der Ausweisung aus Salzburg zu tun hatten. Selten fand man ein ausgeprägtes Interesse an dem Schicksal der Vorfahren. Wo dieses jedoch vorhanden war, wuchs es sich oft zu einer Leidenschaft aus, die nicht nur die einzelne Familie betraf, sondern auch andere in ihren Bann zog.

Heute sind wir aus unserer Heimat wieder vertrieben, wie auch die Salzburger vor etwas mehr als 225 Jahren. Unser heutiges Schicksal gleicht fast genau dem der Salzburger. Von uns wissen wir, wie es uns ergangen ist. Sehen wir einmal, wie es einst mit den Salzbergern war.

Luthers Glaubenslehre verbreitete sich seit 1517 immer mehr und mehr über die damaligen deutschen Lande.* Auch in Salzburg fand sie den denkbar besten Boden. Die jeweiligen Landesherrn waren auch die Oberhäupter der Kirche. Es waren vom Kapitel gewählte Erzbischöfe. Diese und die ihnen unterstellte Geistlichkeit hatten für die Untertanen und deren Nöte sehr wenig Verständnis. Es lag ihnen in der Hauptsache daran, ihren kostspieligen Lebenswandel weiterführen zu können. Die Abgaben und Steuern wurden immer unerträglicher und die an und für sich schon arme Bevölkerung Salzburgs wurde von Jahr zu Jahr ärmer. Nicht verwunderlich also, wenn die geplagten Untertanen freudig nach der neuen Lehre griffen, zumal sie bei der einheimischen Kirche keine Unterstützung, meist auch kein Gehör fanden. Der evangelische Glauben breitete sich immer mehr aus. Die Landesherrn hörten von der „Ketzerel“. Verfolgungen der Evangelischen, die dann einsetzten, wurden von der Bevölkerung durch noch größere Heimlichkeit beantwortet. Sie hielten ihre Versammlungen und Andachten auf entlegenen „Einödhöfen“ ab oder auch in Stollen verlassener Bergwerke. Ab und zu gelang es dem Bischof aber doch, diese oder jene Versammlung auszuheben.

Der Bischof, als oberster Landesherr — gleichzeitig war er auch „Primas des Deutschen Reiches“ — hatte durch die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens von 1555 und durch die des Westfälischen Friedens von 1648 das Recht, die Religion seines Landes und die seiner Untertanen selbst zu bestimmen. Danach konnten andersgläubige Personen ausgewiesen werden. Er mußte ihnen aber eine Zeit von 3 Jahren einräumen, damit sie in der Lage waren, ihre Verhältnisse zu regeln.

* Anmerkung des Herausgebers: Die evangelische Lehre ist um 1580—1600 vorwiegend durch Bergleute aus Sachsen u. a. ins Salzburger Land gekommen.

Von diesem Recht machten die Erzbischöfe in Salzburg auch Gebrauch. Der Erzbischof Max Gandolph ließ im Winter 1684/85 rund 1000 Menschen aus dem Defereggental in Tirol ausweisen. Bei grimmiger Kälte zogen diese über die verschneiten Gebirgspässe ins Reich zu ihren Glaubensgenossen. Die evangelischen Stände in Regensburg, vor allem aber der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm der Große, protestierten heftig gegen diese unmenschliche Handlungsweise der Salzburger Regierung. Trotzdem wurden 1686 weitere Hunderte Dürnberger Bergleute ausgewiesen.

Unter den Dürnberger Ausgewiesenen befand sich auch ein Bergmann namens Joseph Schaitberger. Er war ein einfacher Bergmann, verstand es aber, seine Gedanken auszudrücken und niederzuschreiben. Er verfaßte „Trostschriften“, Lieder und Predigten, die zu Tausenden über die Grenze ins Salzburgische und nach Tirol geschmuggelt wurden. Eine Sammlung davon war „Der Sendbrief“, der in weitesten Kreisen der Evangelischen Verbreitung fand. Sein Lied, „Ich bin ein armer Exulant“, wurde das Marschlied der vertriebenen Salzburger. In Nürnberg, von wo aus er seine Landsleute in der Heimat betreute, starb er am 2. Oktober 1733 im Alter von 74 Jahren. Er erlebte noch das große Unglück seiner Glaubensgenossen — die Vertreibung aus der Heimat im Jahre 1731/1732.

Leopold Freiherr von Firmian wurde 1727 vom Kapitel zum Erzbischof von Salzburg gewählt. Er war ein Jesuitenzögling des Kollegs in Rom und sah es als seine Lebensaufgabe an, die „Ketzerlei“ in seinem Lande auszurotten. Zusammen mit seinem Hofkanzler Christiani von Rall ist ihm dieses auch gelungen. Es begann mit Einschüchterungsversuchen, mit Bekehrungen und Einkerkierungen. Um die Evangelischen mit ihrem Gewissen in Konflikt zu bringen, wurde streng auf die Einhaltung des Grufes: „Gelobt sei Jesus Christus“ geachtet. Alle Mittel wurden versucht und jede Gelegenheit ausgenutzt, um die evangelischen Untertanen als böswillige Rebellen und Hochverräter hinzustellen. Diese Bemühungen und Untriebe des Erzbischofs und seiner Regierung waren aber beim „Corpus Evangelicorum“ in Regensburg hinreichend bekannt. Auch der deutsche Kaiser war ungehalten über die Machenschaften seines „Primas von Deutschland“, denn er durfte es mit den evangelischen Ständen nicht verderben, vor allem nicht mit Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Es ging ihm darum, die Zustimmung der Reichsstände zur Nachfolge seiner Tochter Maria Theresia zu erlangen, denn Karl VI. hatte keine Söhne.

Erzbischof Firmian stellte also die Verfolgung der Protestanten in seinem Lande ein, gab aber sein Ziel damit nicht auf. Aber auch die Evangelischen waren nicht untätig. Am 5. August 1731 schlossen sie sich in Schwarzach zum „Salzbund“ zusammen. Bei der Versammlung wurde beschlossen, aus ihrer Mitte Abgeordnete nach Regensburg zu senden. Es wurden 23 ausgewählt. Mit einer Liste mit 17714 Namen wurden sie in Oberösterreich abgefangen und zurück nach Salzburg gebracht. Der Erzbischof warf sie in den Kerker.

Diese Liste benutzten Firmian und sein Hofkanzler nun als Beweis dafür, daß die Protestanten ihre Untertanen zum Hochverrat aufwiegelten. Firmian wandte sich an den Kaiser um Unterstützung, und am 27. September 1731 waren kaiserliche Truppen auf dem Wege nach Salzburg, um die drohende „Rebellion“ zu unterdrücken. Jetzt konnte Erzbischof Firmian handeln. Am 11. November 1731 ließ er sein „Emigrations-Patent“ veröffentlichen. Dieses

Patent trug das Datum vom 31. Oktober 1731. Danach mußten die Uneingesessenen binnen 8 Tagen, die Besitzenden innerhalb 3 Monaten das Land verlassen. Auf Bittgesuche hin und wohl auch wegen der allgemeinen Erregung, die sich vieler Staaten innerhalb und außerhalb des Reiches bemächtigte, ließ sich die Salzburger Regierung dazu bewegen, den Termin der Auswanderung zu verlängern. Es mußten danach die Untertanen ohne Besitz 11 Tage später, die mit Besitz spätestens am 23. April 1732 abziehen.

Es waren meist Tagelöhner und Dienstleute, deren Austreibung am 24. November 1731 begann. Mit ihren Frauen und Kindern wurden sie zusammengetrieben und mußten mitten im Winter in die große Ungewisheit hinaus. Das Elend begann.

Unabhängig von den 23 Abgesandten des „Salzbundes“ versuchten auch andere Protestanten aus Salzburg Kontakt mit evangelischen Herrscherhäusern zu bekommen. So sprachen u. a. Peter Haldensteiner und Nikolaus Forstreuter im November 1731 in Berlin vor und versuchten, beim König von Preußen Unterstützung für sich und die Sache ihrer Landsleute zu erlangen. Friedrich Wilhelm I. war ein frommer Mann. Da er durch seine Gesandten sicherlich auch von den Beschuldigungen der Salzburger Regierung erfahren hatte, mit denen diese die unmenschliche Handlungsweise zu rechtfertigen versuchte, benutzte er diese Gelegenheit zu einem strengen Glaubensbekenntnis. Es verlief zur beiderseitigen Zufriedenheit. Der König hatte sich selbst überzeugt, daß die Salzburger keine „Sektierer“ waren, sondern gläubige Lutheraner. Das Mißtrauen war beseitigt, und Friedrich Wilhelm I. erteilte am 2. Februar 1732 sein „Aufnahmepatent“. Den beiden Abgesandten versprach er Aufnahme ihrer Landsleute „und wenn sie zu Tausenden kämen“. Überall wurde nun bekanntgemacht, daß die Salzburger Glaubensgenossen in Preußen aufgenommen würden. Bis zum April 1732 waren in Stendahl, Berlin und Frankfurt a. d. Oder 17 038 Emigranten eingetroffen. Weitere sollten noch folgen. Auch solche, die vorher bis nach Holland und in andere Staaten abgewandert waren, kehrten z. T. um und zogen nach Preußen. In Berlin wurden die Vertriebenen gesammelt, und es wurde ihnen Zeit gelassen, sich von den durchstandenen Strapazen zu erholen. Die Behörden benutzten diese Zeit, um den Weitertransport nach Ostpreußen vorzubereiten. Alles, was Wagen und Pferde hatte, sollte per Treck nach Ostpreußen abfahren. Alle anderen bis Stettin und von da per Schiff nach Königsberg. Evangelische Geistliche wurden ihnen als Begleiter und ständige Betreuer zugeteilt.

Der erste Transport verließ Berlin am 12. Mai 1732 und marschierte nach Stettin. Hier hatten die Geistlichen einen schweren Stand, denn die Salzburger sahen zumeist zum erstenmal die See und scheuten eine vieltägige Überfahrt. Viel Überredung war notwendig, bis am 20. Mai 1732 das erste Schiff den Hafen verlassen konnte. Als der Anfang einmal gemacht war, wurden die Emigranten zuversichtlicher, und bis zum Juli 1733 hatten 10 780 Personen die Reise nach Königsberg überstanden. Der letzte Transport kam am 8. November 1733 in Königsberg an.

Der erste „Treck“ mit 115 Wagen verließ Berlin am 5. Juli und erreichte Königsberg am 6. August 1733. Im ganzen sind 780 Wagen mit 5 533 Personen auf dem Landwege nach Ostpreußen gezogen.

Der König von Preußen war bestrebt, die Rechte seiner neuen Untertanen

beim Erzbischof Firmian in Salzburg zu vertreten. Es lag ihm in der Hauptsache daran, genaue Angaben über den zurückgelassenen Besitz der in Ostpreußen aufgenommenen Salzburger zu bekommen. Seine Regierung in Königsberg und Gumbinnen wurde angewiesen, genaue Angaben über Herkunft, Besitz, eigene Schulden und eventuelle Forderungen usw. von den Emigranten zu erfragen. Diese „Examina“ dienten den Beauftragten des Königs als Grundlage und Beweis für die Rechtmäßigkeit seiner Forderungen an das Land Salzburg. Die Forderungen wurden zum größten Teil auch eingetrieben, wenn auch unter größten Schwierigkeiten. Mit dem Transport nach Ostpreußen war aber die Emigration noch lange nicht beendet. Ein Teil der Salzburger kam in Königsberg und Umgebung entweder als Handwerker oder als Landarbeiter unter. Für die damaligen Verhältnisse waren aber 15 508 Personen eine ungeheure Belastung und diese Menge Leute unterzubringen eine schwierige Aufgabe. Die Behörden gaben sich die größte Mühe.

Nur ein verschwindend kleiner Teil konnte aus eigenen Mitteln Höfe erwerben. Landstellen waren auch nicht in unbeschränkter Zahl vorhanden, denn nach der großen Pest im Jahre 1709/10 hatte die preußische Regierung alles darangesetzt, die freigewordenen Bauernhöfe wieder zu besetzen. Es wurden Schweizer, Nassauer, Pfälzer und andere Westdeutsche zur Umsiedlung nach Ostpreußen bewogen. 1732, als die Salzburger kamen, war kaum noch ein Bauernhof frei. Bis nun alles soweit geregelt war, wurde der weitaus größte Teil der Emigranten bei Privatpersonen und in Lägern untergebracht. Unzufriedenheit, Zank und Streitigkeiten mit den Quartiersleuten waren die Regel. Pfarrer, preußische Kommissare und die Weiterblickenden unter den Salzbergern hatten alle Hände voll zu tun, um schlichtend und vermittelnd einzugreifen. Es war schon eine schlimme Zeit, bis der erste Winter in Ostpreußen überstanden war. Friedrich Wilhelm I. war selbst unermüdlich dabei, für seine neuen Untertanen alles nur erdenklich Mögliche zu tun. Schulen wurden eingerichtet, Kirchen gebaut. Es halten sich bis heute Gerüchte, daß viele der eingewanderten Salzburger damals geflüchtet sind, um wieder zu ihren Bergen, in die gewohnte Umgebung zu kommen. Nachgewiesen sind nur 14 Salzburger, die im März 1733 von Tilsit über Wirballen und Schlesien nach Salzburg gewandert sein sollen.

Die Lage beruhigte sich aber langsam. Den Emigranten wurde Arbeit zugewiesen, sie mußten ihre Häuser und Höfe selbst herrichten, und es blieb ihnen weniger Zeit, sie hatten auch durch die Arbeit weniger Gelegenheit, über die bestehenden schlechten Verhältnisse zu klagen. Die Regierung tat alles, um sie zufriedenzustellen. Das sahen auch die Vernünftigeren ein und rissen die anderen mit. Wenn aber einer durchaus nicht wollte, so schickte ihn der König nach Friedrichsburg in die „Karre“. Oft ist er aber zu diesen Maßnahmen nicht gezwungen worden.

Die Wünsche der Salzburger, in eigenen Siedlungen zu wohnen, konnten nicht erfüllt werden. Im Jahre 1736 waren in 83 Dörfern der Gumbinner Regierung nur je eine Salzburger Familie angesiedelt und nur in 2 Dörfern 13 bis 16 Familien. Dörfer mit rein Salzburger Bevölkerung gab es in Ostpreußen nicht. 1744 ließ der König die Salzburger zählen. Es waren 12 264 Personen, und zwar 9 909 auf dem Lande und 2 355 in den Städten. 362 Familien hatten Besitz aus eigenen Mitteln erworben, und 920 Familien waren auf Kosten des

Königs angesiedelt worden. Dazu kamen noch 2 000 Tagelöhner, Knechte und Mägde sowie ca. 440 Garten- und Hofleute.

Diese verstreute Unterbringung der Salzburger hat mit dazu beigetragen, daß die Verschmelzung zwischen ihnen und der einheimischen Bevölkerung so schnell vor sich gegangen ist. Es haben in den ersten 100 Jahren wohl nur Salzburger mit Salzburgern geheiratet. Wenn „Mischehen“ vorkamen, so nur unter den Besitzlosen, wie Tagelöhnern, Knechten und Mägden. Die Kirchenbücher geben darüber die beste Auskunft.

Vier und mehr Kinder waren bei den Salzburger Familien keine Seltenheit. Den Besitz erbte jeweils der älteste Sohn. Die anderen Söhne wurden Handwerker oder blieben als Arbeiter auf dem Hof der Familie. Es ergab sich zwangsläufig, daß die Handwerker dahin zogen, wo sie gebraucht wurden. Was lag näher, als nach „Polen“ zu gehen. Dort war das Handwerk gefragt, und dort fanden sie auch Verwandte und Bekannte, die früher weggegangen waren. Zum Teil gingen auch Bauernsöhne, die Bauern geblieben waren, über die Grenze und heirateten in Höfe hinein oder erwarben eigene Höfe. So entstand jenseits der ostpreußischen Grenze ein breites Band, daß mit deutschen Bauern und Handwerkern besetzt war. Es entstanden neue evangelische Gemeinden und Kirchen. Die älteste Gemeinde ist wohl Mariampol. Mit der Zeit verloren die Gemeindeglieder den Kontakt mit ihren Verwandten in Ostpreußen, wurden eigenständig, starben und deren Kinder wußten nicht einmal mehr, daß ihre Vorfahren eigentlich aus Ostpreußen und deren weitere Ahnen aus noch viel entlegeneren Gegenden stammten. Lediglich die Namen blieben ihnen haften, und diese wiesen ihnen, und weisen noch heute, sofern sie sich dafür interessieren, den Ursprung und die Abstammung ihrer Familie. Die Ur-Urenkel dieser Emigranten sind heute schon wieder in andere Teile Deutschlands verschlagen. Viele sind ausgewandert, in ferne Länder. Heute leben die Eltern und Großeltern, viele Verwandte noch, die die Vertreibung mitgemacht haben, bei denen aber die Erinnerung an die alte Heimat noch lebhaft vorhanden ist. Morgen können sie gestorben sein. Es ist nicht jedermanns Sache, Familienchroniken zu schreiben, aber wäre heute nicht der denkbar beste Zeitpunkt, dieses oder jenes schriftlich festzuhalten? Vielleicht findet sich ein Enkel oder Urenkel, der einmal gerade dieser Aufzeichnungen wegen unser dankbar gedenkt?

Verzeichnis

von Salzburger Familiennamen, die in Litauen vorgekommen sind

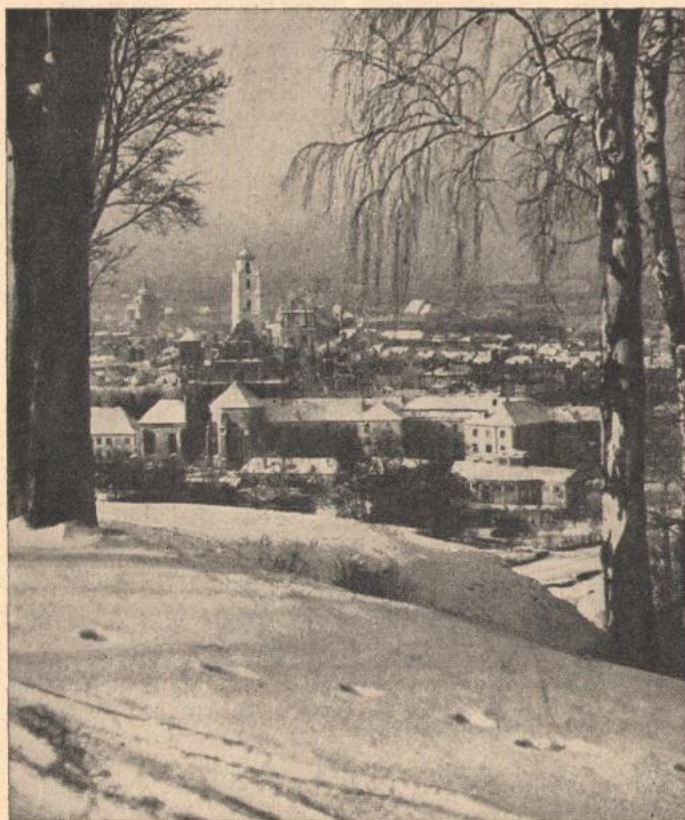
Amoser	Krafft	Reuter
Bacher	Kreutzberger	Riedel
Brandstätter	Lackner	Riedelsberger
Buchner	Lechner	Salzmann
Ebner	Leitner	Seyboldt
Ehmer	Lottermoser	Schättauer
Empacher	Meixner	Schlemminger
Fleiss	Mayer	Schlick
Freiberger	Meyer	Schneller
Feuersänger	Moosbichler	Schöck
Geschwandtner	Neubacher	Schweiger
Gruber	Neufang	Schweighofer

Greiffenberger
Heigel
Hochleitner
Hundsödorfer
Hundrieser
Kirschbacher
Kolbe
Koller

Neureuter
Obereigner
Pfeiffenberger
Pichler
Piltzecker
Reinbacher
Reiter
Reinert

Steinberger
Steiner
Steinert
Turner
Wallner
Wenger
Wiemer
Wittmoser

Arthur Lottermoser



Wilna, die historische Hauptstadt Litauens.

Die Deutsche Synode der Ev.-luth. Kirche Litauens

Es sind verschiedentlich Versuche unternommen worden, die Geschichte der Deutschen Synode der Ev.-luth. Kirche Litauens zu schreiben. Solche Arbeiten sind aber nur wenigen Menschen zugänglich, daher soll durch folgende Ausführungen wenigstens eine schlichte Zusammenfassung der Geschichte der Deutschen Synode Litauens einem breiteren Leserkreis zugänglich gemacht werden.

Wenn man fragt, wie und wann deutsche Menschen nach Litauen gekommen sind, so mögen folgende Hinweise zur Beantwortung genügen:

1. Sie kamen, gerufen von litauischen Großfürsten, bereits im Mittelalter als Kaufleute, Gelehrte und Handwerker.
2. In der beginnenden Neuzeit war es der hohe Adel, welcher deutsche Handwerker, Gewerbetreibende und Bauern auf seine Landgüter und in die Städte holte.
3. Durch die Ausbreitung der Reformation auch im polnisch-litauischen Raum wurde die dritte Einwanderungswelle hervorgerufen.
4. Eine Sonderentwicklung in diesem Zusammenhang machten die beiden Grundherrschaften (Tauroggen und Sereje) durch, weil diese Gebiete fast ein Jahrhundert lang preußischer Besitz waren.
5. Die letzte und größte Einwanderungswelle fand um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert statt, wobei von ausschlaggebender Bedeutung war, daß bei der dritten Teilung Litauen-Polens (1795) das linke Memelufer an Preußen fiel.

Diese fünf Einwanderungswellen (dazwischen liegen mehrere kleinere, wie z. B. im Zusammenhang mit der Errichtung eines Hansakontors in Kauen) brachten Menschen deutscher Sprache nach Litauen. Das Verhältnis der einheimischen Bevölkerung zu den Deutschen scheint in den vergangenen Jahrhunderten ein besonderes gewesen zu sein.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren die Deutschen in Litauen evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnisses, wobei sehr wesentlich ist, daß man sich zum unveränderten Augsburger Bekenntnis (*confessio augustana invariata*) rechnete. Dadurch erhielt nämlich das gesamte kirchliche Leben nicht nur eine besondere Note, sondern das ist mit der Grund gewesen, daß zwischen den Unionskirchen Deutschlands (Altpreußische Union) und der Ev.-luth. Kirche Rußlands (Litauens) kaum nähere Beziehungen bestanden haben. So ähnelte, der Substanz nach, die Ev.-luth. Kirche Rußlands (Litauens) mehr den Alt-Lutheranern oder aber der Missouri-Synode Nord-Amerikas.

Nach dem Kirchengesetz von 1832 (Band 11 der Gesetzessammlung) unterstanden die ev.-luth. Gemeinden Litauens auf der rechten Seite der Memel dem Generalkonsistorium in Petersburg. Diesem Generalkonsistorium unterstand wieder das Kurländische Konsistorium in Mitau, welchem die Propstei Wilna untergeordnet war. In diesem Gebiet war bis etwa 1920 das Petersburger Gesangbuch im Gebrauch.

Anders verhielt es sich mit den ev.-luth. Gemeinden am linken Memelufer. Diese unterstanden verwaltungsmäßig dem Warschauer Konsistorium. Hier herrschte das Gesetz Napoleons. Hinzu kam das zaristische Kirchengesetz

aus dem Jahre 1849. Nach diesem Gesetz war die Ordnung konsistorial-presbyterial. Den Gemeinden hatte man eine weitgehende Selbstverwaltung zugestanden: sie wählten die Pastoren, Kirchenvorsteher, setzten die Gehälter der Pastoren usw. fest. Dieser Zustand dauerte bis zur sogenannten Beendigung des ersten Weltkrieges 1918. Mit der Wiedererlangung der Souveränität (nepriklausomybe), hatten die Litauer ihren Nationalstaat wieder. Das von Litauern (und vielen Minderheiten) bewohnte Gebiet wurde Litauische Republik, die Grenzen wurden neu gezogen. Auch die Ev.-luth. Gemeinden in diesem Gebiet waren nun von den Gemeinden in Rußland, Lettland, Polen getrennt, wiewohl sie bis 1918 eine (zumindest verwaltungsmäßig) Ev.-luth. Kirche gebildet hatten. Sämtliche Bindungen waren zerrissen. Schon 1918 wurde der erste Versuch einer Neuordnung der Kirche unternommen. Eine Pastorenkonferenz (sie wird oftmals irrtümlich Synode genannt) wurde nach Wilna einberufen. Es wurde dabei zwar ein Verfassungsentwurf ausgearbeitet, derselbe blieb aber liegen.

Erst 1919 ermächtigte das litauische Innenministerium in Kauen Propst Tittelbach, eine Generalsynode einzuberufen. Diese Synode fand auch 1919 in Kauen statt. Der von ihr gemachte Versuch, rein kirchlich die Kirche zu organisieren, mißlang, weil auch der litauische Staat das vom Zarentum ausgeübte Kontrollrecht nicht aufgeben wollte. Es kam also bis zur Besetzung Litauens durch die Sowjets (1940) nicht zur Trennung von „Thron und Altar“. Hierin sind zumeist die Anfänge späterer Auseinandersetzungen und Entwicklungen zu suchen. Hinzu kommt, daß die Republik Litauen fast zeit lebens unter Kriegszustand stand. Was das für die völkischen und religiösen Minderheiten bedeutete, kann in der Beschränktheit des zur Verfügung stehenden Raumes nicht behandelt werden.

Schon in dieser Zeit brach (ob vom Versailler Vertrag inspiriert?) das Nationalitätenproblem in der Ev.-luth. Kirche auf. Die lutherischen Deutschen, Litauer und Letten waren zu gleicher Zeit der russischen Oberhoheit (lies: Druck) entwachsen und entwichen. Wer nun hoffte, daß die „Neubildung“ der Kirche ohne innere Kämpfe und Auseinandersetzungen vor sich gehen würde, wurde enttäuscht (manche wünschten sich in die zaristischen Zustände zurück). Man muß Vorstehendes, nachdem Jahrzehnte dazwischen liegen, in aller Ruhe und Sachlichkeit aussprechen, denn nur so wird manches begreifbar, was man sonst, insbesondere in der letzten Zeit, mit dem Begriff Chauvinismus gerne abtun möchte.

Die Generalsynode von 1919 wählte ein vorläufiges Konsistorium, eine „Verfassung“ wurde ausgearbeitet. Bereits 1921 wurden drei — nach Nationalitäten getrennte — Synoden einberufen. 1922 wurde das Konsistorium von der litauischen Regierung bestätigt. Nach der, von der litauischen Regierung theoretisch niemals bestätigten, „Synodalverfassung für die Ev.-luth. Kirche Litauens“ wählte jede Synode je einen weltlichen Vertreter (neben dem gewählten Geistlichen, dem Senior) in das Konsistorium. Diese Praxis wurde bis 1940 beibehalten. Eine andere Bestimmung, den Vorsitz im Konsistorium jährlich von einem andern Senior führen zu lassen, konnte man nie verwirklichen, weil der Staatspräsident immer nur den litauischen Senior mit dem Vorsitz beauftragte.

Die Ereignisse von 1925 bis 1940 kann man nicht eingehend schildern. Es geht zwar nicht darum, ein Mäntelchen christlicher Nächstenliebe über diese

Zeit zu breiten, es erscheint vielmehr sinnlos, in Erinnerungen zu wühlen, denn die Zeit von 1914 bis 1945 hat mittlerweile eine Bedeutung und Deutung erhalten, die nur wenige erkannt haben. Es ist nämlich nicht nur den Deutschen verdeutlicht worden: „... du sollst keine anderen Götter haben neben Mir“, auch nicht den Gott, welcher sich Volk nennt... Sobald es sich um nationale Kirchen handelt (lies: chauvinistische), wie es üblich war, steht man in der großen Gefahr, trotz Zugehörigkeit zur Kirche, kein Gottesvolk mehr zu sein.

Mit der Umsiedlung hörte die Existenz der Deutschen Synode der Ev.-luth. Kirche Litauens nicht auf. Schon frühzeitig, bereits 1945, hat Propst Tittelbach als Senior, und Pastor Jaekel als Vizesenior, und Herr Hermann Hahn,



Links: Propst Paul Tittelbach, der erste Senior der Deutschen Ev.-luth. Kirche Litauens.

Rechts: Pastor Hermann Jaekel, früher Vizesenior, nach dem Tode Propst Tittelbachs Senior der Deutschen Synode Litauens, die in Gestalt des Hilfskomitees der Ev. Deutschen aus Litauen weiterbesteht.



gleichsam in Vertretung seines vermißten Bruders, des Mitglieds des Konsistoriums, Richard Hahn, des langjährigen und erfolgreichen Mitsreiters von Propst Tittelbach, den Versuch unternommen, die Gemeindeglieder und Pastoren zu sammeln, um sie zu betreuen. Hier sei Propst Tittelbach selbst zitiert: „Als der unselige Krieg uns aus der Heimat riß und in alle Winde zerstreute, versuchte ich, die Brüder und Schwestern aus Keidanen und Raseinen, aus Ponewesch und Moscheiken, aus Schaulen und Birsen, Krottingen, Neustadt, Tauroggen, Georgenburg, Schaken, Kauen, Prienen, Mariampol, Kalvarien, Wilkowischken, Wirballen, Kybarten, Wischtyten und all den anderen Gemeinden zu sammeln und die Verbindung zu Euch wieder aufzunehmen. Inzwischen sind wir alle so arm geworden, daß ich nicht zu Euch kommen kann und Ihr Euch eine Fahrt zu mir sicherlich auch nicht leisten könnt. Wegen der schweren finanziellen Lage können Treffen auch nur selten stattfinden. Und dennoch müssen wir zusammenhalten und die geknüpften Fäden nicht abreißen lassen. Es gibt viele Landsleute, die wegen ihrer Vereinamung und Verlassenheit verbittert sind und mit dem Schicksal hadern. Gerade sie dürfen wir nicht alleine lassen.“

So entstand das Hilfskomitee der Ev. Deutschen aus Litauen. Es wurde gleichsam als Nachfolgerin der Deutschen Synode der Ev.-luth. Kirche Litauens von den Ev. Kirchen in Deutschland anerkannt. Und dann kam 1950 der Tag,

an dem das Hilfskomitee, unter der selbstlosen Geschäftsführung von Herrn Hermann Hahn, die „Heimatstimme, Mitteilungsblatt für die Deutschen aus Litauen“, herausgeben konnte.

Soll nun noch ein Ausblick in die Zukunft gewagt werden? Auf dem Tisch liegt ein dünnes Büchlein: „Zeit und Ewigkeit, Kalender für Litauen, herausgegeben in Verbindung mit der Buch- und Traktatgesellschaft vom Missionsausschuß der deutschen Synode, Jahrgang 1927.“ Da steht ein bemerkenswertes Gedicht: „Die Uhr läuft ab, vielleicht noch Stunden, dann kommt der Herr, bald ist es Mitternacht . . .“

Am 12. Oktober 1951 entschlief im Alter von 85 Jahren der Mitbegründer der Deutschen Synode und des Hilfskomitees, Propst Paul Tittelbach. In dem Nachruf stand zum Schluß geschrieben von einem Mitstreiter und Glaubensgenossen in schwerster Zeit, folgendes: „Ergriffen und zutiefst erschüttert, jedoch von der Gewißheit der in dem Herrn Jesus Christus uns ergebenden Hoffnung des Wiedersehens, ging die Trauergemeinde auseinander. In den Herzen der ev. Deutschen aus Litauen ist dem Entschlafenen ein unvergeßliches, ehrendes Denkmal in Dankbarkeit gesetzt.“

An seine Stelle trat der stellvertretende Vorsitzende des Hilfskomitees, Pastor Hermann Jaekel, Vizesenior der Deutschen Synode der Ev.-luth. Kirche Litauens. Im Jahre 1952 übernahm Pastor Hermann Jaekel das Amt des Seniors. Trotz seiner vielen Arbeit in der eigenen Gemeinde leitet er das Hilfskomitee. Ihm sei für seine Tätigkeit auch hiermit der Segen des Herrn der Kirche erbeten. In dem Buche des verstorbenen Pastors Johannes Wischeropp, Kauen, „Die Heilige Stadt unserer Väter“, steht auf der erste Seite, über der Kauener ev.-luth. Kirche, das himmlische Jerusalem gezeichnet. Ein Wanderer schaut über die irdische Kirche hinweg auf die Stadt Gottes. Und das sei der Ausblick in die Zukunft:

Gottes Stadt steht fest gegründet
Auf heiligen Bergen, es verbündet
Sich wider sie die ganze Welt;
Dennoch steht sie und wird stehen,
Man wird an ihr mit Staunen sehen,
Wer hier die Hut und Wache hält.
Der Hüter Israels
Ist Ihres Heiles Fels. Halleluja!
Lobsingt und spricht:
Wohl dem Geschlecht,
Das in ihr hat das Bürgerrecht!



Aus längst vergangenen Tagen

Auf vielen Umwegen gelangte auf unseren Redaktionstisch ein Manuskript, das aus der Feder des allen Kauener Deutschen gut bekannten Dr. Joh. Lange stammt. Die Abhandlung, die den Titel „Kleiner Beitrag zur Geschichte der Deutschen in Litauen in den Kreisen Wilkowischken, Mariampol, Kalwarija und Schaken“ trägt, wurde im Februar 1928 verfaßt. Der Anlaß, aus dem dieses geschah, ist unbekannt, das handgeschriebene, schon ein wenig vergilbte Manuskript, gibt keine Kunde darüber. Kunde aber gibt es, wie es einst war — den Alten unter uns zur wehmütigen, manchmal auch ein wenig zornigen Erinnerung, den Jungen zur Mahnung, dessen eingedenk zu bleiben, daß uns das Deutschsein und Deutschbleiben weder vom Schicksal, noch von sonst wem geschenkt worden ist!

Wir bringen den Aufsatz im Originaltext und ohne jeden redaktionellen „Schliff“.

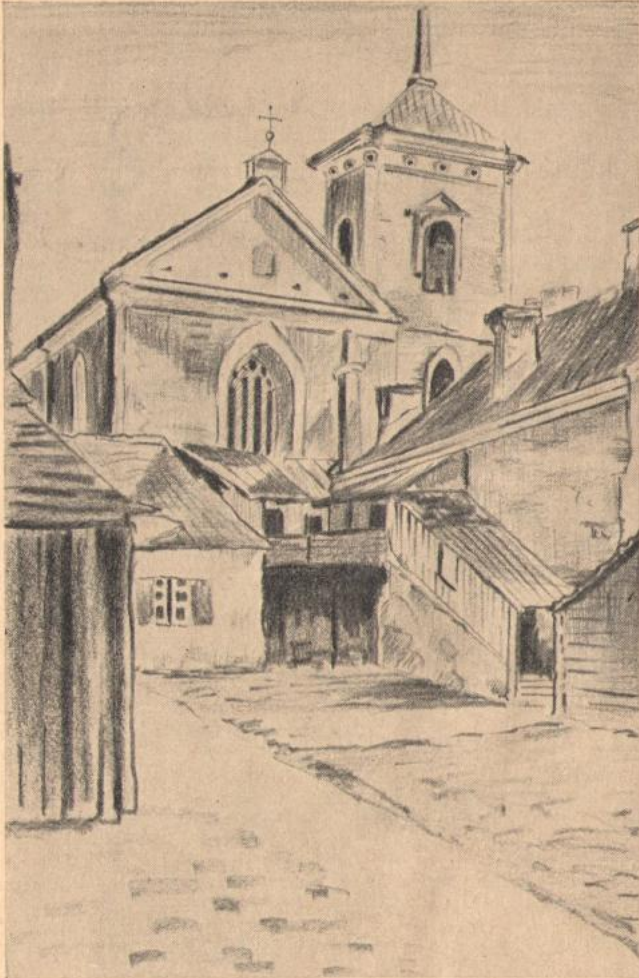
„Im genannten Gebiet, das früher zu Polen gehörte, wohnen die Deutschen als Landwirte (Bauern) und auch als Handwerker zerstreut zwischen den Litauern. (Von den deutschen Gutsbesitzern ist hier nicht die Rede, weil dieselben nach russischem Rechte nicht zum Bauernstande gehörten und auch zur Erhaltung des Deutschtums das wenigste beitrugen.) Amtlich wurden sie „Kolonisten“ genannt (in Rußland wurden überhaupt alle Ansiedler „Kolonisten“ genannt). Aus dem, daß diese „Kolonisten“ zerstreut in Dörfern und auch Städten sich ansiedelten, kann man ersehen, daß sie einzelweises herüberkamen und Land kauften oder als Handwerker sich niederließen. Da alle diese Deutschen aus Ostpreußen eingewandert sind, sich „Salzburger“ nennen und Ev.-Augsburgischer Confession sind, so wie auch alle Deutschen in Polen, so ist anzunehmen, daß es die Nachkommen der 1732 aus dem Erzbistum Salzburg von dem Erzbischof Graf v. Firmian vertriebenen Protestanten sind, von denen 17 000 in Preußen Aufnahme fanden. Die Einwanderung in das hiesige Gebiet und wohl auch nach Polen wird wohl schon im 18. Jahrhundert angefangen haben. Ich weiß z. B., daß mein Urgroßvater väterlicherseits so um das Jahr 1820 aus Ostpreußen eingewandert ist und daß er schon viele Deutsche hier vorfand. Am meisten werden wohl während der Zeit nach der 3. Teilung Polens, als dieses Gebiet während 7 Jahren zu Preußen zugeteilt war, eingewandert sein. Die Deutschen lebten mit den Litauern friedlich und nachbarschaftlich in voller Eintracht. Natürlich mußten die Deutschen litauisch sprechen, was ja auch selbstverständlich ist. Unter sich wurde immer deutsch (platt) gesprochen. Die Dienstboten waren Deutsche, denn den Katholiken war von ihrer Geistlichkeit bei Deutschen zu dienen verboten, um nicht abtrünnig vom Glauben zu werden. Späterhin hielten sich die Katholiken nicht so strikte an dieses Verbot und dienten ganz gerne bei Deutschen.

Alle eingewanderten Deutschen, als echte Salzburger, sind sehr fromm gewesen: in jedem Hause waren eine Bibel, ein Predigtbuch und ein Gesangbuch zu finden und an Sonn- und Festtagen wurde Gottesdienst gehalten —, es wurden einige Choräle gesungen und eine Predigt vorgelesen. Die Kirche wurde nur an den Sonntagen besucht, an welchen der Pastor Gottesdienst hielt, was gewöhnlich einmal in 3—4 Wochen vorkam, weil 1 Pastor 3—4 Kirchen zu bereisen hatte. (Jetzt ist es auch nicht besser.) Zur Erhaltung des Deutschtums haben die Pastoren nichts beigetragen, weil sie, obgleich

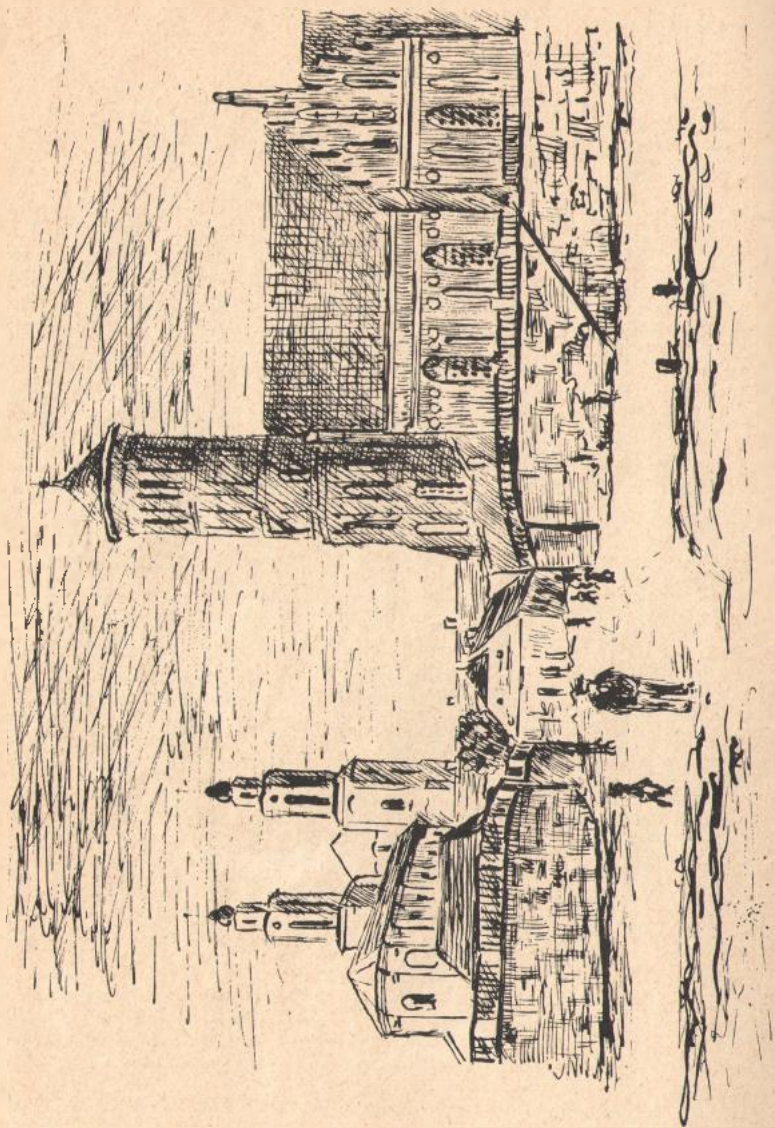
Deutsche von Geburt, jedoch polnisch orientiert waren, da ein jeder Bürger, der Anspruch auf Bildung zu haben glaubte, polnisch sprechen mußte und auch als Pole betrachtet sein wollte. Jetzt ist es in Polen noch viel schlimmer —, früher haben die Pastoren wenigstens nichts getan, um die Deutschen vom Deutschtum abzuwenden, in Polen sind jetzt die Herren Pastoren, die größtenteils von Bauern abstammen, die ärgsten Feinde der Deutschen. Bis 1863, dem Jahre der polnischen Insurrektion, gab es nur Kirchenschulen, die von Kantoren geleitet wurden. Dieselben waren eigentlich nur Vorsänger, konnten weder richtig lesen noch schreiben, noch rechnen, und waren somit sehr schlechte Lehrer. Geschulte Lehrer waren nicht zu haben —, man hätte wohl welche aus Preußen bekommen können, aber es war niemand, der dafür hätte sorgen können. Es waren ja ziemlich viel deutsche Gutsbesitzer vorhanden, die kümmerten sich aber um die Bauern nicht, um so mehr, da sie ihre Kinder in Preußen zur Schule schickten oder im Hause Gouvernanten hielten. Das ist ja wohl überall so gewesen. Die Gutsbesitzer haben also auch nichts zur Erhaltung des Deutschtums beigetragen. Eine Ausnahme darin hat, soviel ich weiß, nur Baron von Keudell gemacht, der als (großer) Gutsbesitzer in Schaki eine Kirche, das Pastorat und die Schule aufbaute und dazu auch ein großes Stück Land zuteilte. Dabei kann ich nicht unerwähnt lassen, daß dasselbe auch ein Pole und Katholik, auch ein großer Gutsbesitzer neben Kowno, Godlewski, im Städtchen Godlewo, sieben Kilometer von Kowno, Pastorat und Kirche aufbaute und dreißig Morgen Land zuteilte. Das tat er deshalb, weil er auf seinen Gütern viel Deutsche hatte. Die erwähnten Kirchenschulen konnten nur sehr wenige Kinder vom Lande besuchen, und deshalb wurden auf den Dörfern wandernde Dorfschullehrer (man nannte sie Schulmeister) von den Deutschen einiger Dörfer angestellt, die dann wochenweise reihum bei den Bauern logierten. Solche Lehrer waren gewöhnlich schon ältere Männer, die zur physischen Arbeit zu schwach waren und deshalb ihren Unterhalt mit dem Unterricht von Kindern verdienten. Was ihr Wissen anbetrifft, so waren sie natürlich noch viel unwissender als die Lehrer der Kirchenschulen. Obgleich es also mit den Schulen sehr schlecht bestellt war, haben dieselben doch eine große kulturelle Bedeutung für die Deutschen gehabt, — die Kinder blieben doch nicht als Analphabeten, sie lernten doch etwas Lesen, Schreiben und Rechnen, dann Luthers kleinen Katechismus und auch Kirchenlieder. Es waren auch keine Lehrbücher vorhanden, man hatte nur die sogenannte Hahnenfibel (auf dem Titelblatt war ein großer roter Hahn), dann die Bibel, ein Predigtbuch, Luthers Katechismus und Gesangbücher. — Da zu den Zeiten die Bauern nur das Recht hatten: zu leben, sich zu vermehren, zu arbeiten und als Soldaten sich abschlachten zu lassen, die Kinder also keinen Zutritt zu höheren Lehranstalten hatten, deshalb hatte es keinen Zweck, die Kinder besser zu unterrichten. Anders wurde es erst nach den Reformen Kaiser Alexander II., als im Jahre 1863 die Leibeigenschaft aufgehoben wurde und die Bauern allen anderen Ständen fast gleichgestellt wurden und somit das Recht hatten, alle höheren Lehranstalten zu besuchen. Natürlich war der Zudrang zu den Schulen von Bauernkindern außerordentlich groß, wobei die Deutschen vor den Litauern nicht zurückblieben, auch höhere Lehranstalten besuchten und solche als Ingenieure, Ärzte, Pastoren, Lehrer, Offiziere und andere beendigten.

Was Trachten und Gebräuche anbetrifft, so sind diese wohl dieselben wie

in Ostpreußen, denn von den Litauern haben die Deutschen wohl nichts angenommen. In Erinnerung aus meiner Kindheit blieb mir von den Hochzeitsbräuchen, daß die Brautjungfern, wenn sie der Braut den Kranz aufsteckten, dabei aus Webers „Freischütz“ das Lied „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide“ sangen.“



Romantische Hinterhöfe in Kauen. Im Hintergrund Turm und Kapelle des katholischen Priesterseminars.



Kauener Altstadtpartie mit Memeluter und Vytautas-Kirche.

Kirchengemeinde Birsen

Glanz und Elend, opfervoller Aufstieg und tragischer Untergang des einst so reich blühenden evangelisch-deutschen kirchlichen Lebens in der alten Heimat lassen sich kaum an einer anderen Erscheinung so leidvoll deutlich ablesen wie am Schicksal der evangelisch-lutherischen Kirche in Birsen.

Nach dem Buche von Pastor Dr. Gustav Wagner „Die Deutschen in Litauen“, das wir mit freundlicher Genehmigung des Gottfried-Herder-Instituts in Marburg/Lahn als Quelle zitieren wollen, reichen die Anfänge der Gemeinde Birsen bis in das 16. Jahrhundert zurück. In der Stiftungs- und Renovationsurkunde vom Jahre 1636 ist die Rede von einer alten lutherischen Kirche, die von den Vorfahren des Fürsten Christoph Radziwill privilegiert worden ist. 1587 gründete Christoph Radziwill die Festung Birsen, in deren Nähe die alte Stadt verlegt wurde. Infolgedessen erhielt die neue lutherische Kirche einen anderen Platz in der neuentstandenen Stadt. Fürst Christoph Radziwill schenkte, laut ältester Fundationsurkunde vom 28. November 1636, die für Kirche und Pastorat nötigen Plätze und bewilligte Material zum Bau des Pastorats. In der lutherischen Kirche durfte nur in polnischer und deutscher Sprache gepredigt werden, während litauische Gottesdienste für die reformierte Kirche vorbehalten blieben. Eine Feuersbrunst vernichtete 1667 Stadt, Kirche und Pastorat, wodurch die Kirche wiederum auf einen anderen, ungefährlicheren Platz kam, den sie fernerhin behalten durfte. Das Patronatsrecht fiel durch die Gunst der Markgräfin Ludovica Carolina von Brandenburg, in zweiter Ehe vermählt mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, Carl Philipp, den Senioren der Gemeinde, das heißt dem Kirchenrat, 1687 zu. Die Kirche brannte wiederholt ab, und die Gemeinde hatte in den Jahren 1723—1772 schwer unter Verfolgungen durch Katholiken zu leiden. Der Wiederaufbau der 1741 von polnischen Söldnern eingeäscherten Kirche wurde durch den katholischen Bischof untersagt und konnte erst 1771 durchgeführt werden. Pastor Jordan erlag (1752) den Folgen einer Mißhandlung durch den katholischen Priester zu Salat, der ihn auf einer Dienstreise überfiel, ihm Sachen und Geld abnahm und schwere körperliche Verletzungen zufügte. Die fürstliche Kammer zog das Kirchenvorwerk Rollischek ein, das der evangelischen Gemeinde gehörte. Pastor Wagenseil wurde 1761 von einem katholischen Adligen auf der Landstraße überfallen und gezwungen, den Übeltäter um Entschuldigung zu bitten. Während der Feier des heiligen Abendmahls schoß Starost von Gorsky mehrmals durch die Kirchenfenster, ohne dafür bestraft zu werden (1763).

Die Protestanten konnten gegen diese Gewalttätigkeiten nicht protestieren, da sich seit 1670 kein Protestant mehr im Senat befand und sie 1718 auch aus dem Sejm (Reichstag) verdrängt worden waren. Auf dem Berufungsreichstag wurde 1632 verboten, neue protestantische Kirchen in den Städten zu bauen. Durch den Warschauer Traktat von 1716 bekam dieses Verbot Rechtskraft für ganz Polen und Litauen. Neuerrichtete Kirchen sollten niedergerissen werden. Öffentliche oder geheime Versammlungen wurden untersagt. Nur Ausländern wurde es erlaubt, „für sich allein ihre Andacht in der Herberge oder in den Häusern abzuhalten, jedoch ohne Predigt und ohne Gesang“.

Rußland und Preußen setzten den Warschauer Traktat von 1768 durch, wonach den Protestanten und Griechisch-Katholischen die alten seit 1573 verbrief-



Altar und Kanzel der Birsener evangelisch-lutherischen Kirche.



Die evangelisch-lutherische Kirche in Birsener in einer Aufnahme aus dem Jahre 1925.



Die evangelisch-lutherische Kirche in Birsen nach ihrer teilweisen Zerstörung während des Zweiten Weltkrieges. Unsere Aufnahme wurde im Frühling 1961 gemacht, kurz vor ihrer endgültigen Zerstörung durch Spitzhacke, Preßluftbohrer und Planierraupe.

ten Rechte und Freiheiten in bezug auf Religionsausübung und kirchliche Selbstverwaltung wieder zugebilligt wurden. Die Dissidenten durften eigene Konsistorien schaffen und Synoden für kirchliche Angelegenheiten einberufen. Sie unterstanden nicht mehr der katholischen Gerichtsbarkeit und waren von Stolgebühren für die katholische Geistlichkeit befreit. Lediglich der Übertritt von der katholischen zu einer anderen Kirche sollte mit Verbannung aus dem Lande geahndet werden. Bei der dritten Teilung Polens (1795) kam Litauen zu Rußland, mit Ausnahme des südwestlichen Memelbogens, des sogenannten Suwalkigebietes, das 1795—1807 zu Preußen gehörte und nachher politisch und kirchlich die Geschicke des eigenlichen, gleichfalls rußlandhörigen Polens zu tragen hatte.

1831 raffte die Cholera die meisten Gemeindeglieder hinweg. Dennoch wurde die Kirche, nachdem sie inzwischen baufällig geworden war, in den Jahren 1845 bis 1846 wiederaufgebaut, diesmal in massiver Steinbauweise. In dieser Gestalt hat sie, in glücklichen und unglücklichen Zeitläuften, den Gläubigen bis vor kurzem gedient.

Einer Landsmännin, der Spätheimkehrerin Frau Hildegard von Rossius, verdanken wir die Angaben über die letzten Tage des Gotteshauses sowie das

letzte Bild, das von ihm besteht. Während des Krieges — vermutlich 1944 — brannte die Kirche aus. Ohne Dach und Turm stand sie von dieser Zeit bis zum Frühling 1961. Aber alle Monate einmal kam ein Geistlicher und hielt in der kleinen noch erhaltenen Sakristei einen Gottesdienst ab. Noch im Februar 1960 nahm unsere Landsmännin an einem dieser Gottesdienste teil. Alle Versuche der kleinen Schar der Gläubigen, das Gotteshaus in opfervoller Eigenleistung wieder instand zu setzen, scheiterten. Die heutigen atheistischen Behörden versagten dazu die Genehmigung wie einst der christliche Bischof vor zwei Jahrhunderten. Im Frühling 1961 wurde das Gotteshaus abgerissen, die Steine zu Haufen gestapelt und dann fortgebracht.

Es gibt keine evangelisch-lutherische Kirche in Birsen mehr.

Wie wissen nicht für
jede Ratlosigkeit ein klärendes
Wort und nicht für
jede Trauer
einen Trost
wohl aber haben wir für
jede Not ein Gebet. Und
das ist viel — so glauben wir.
P. G.

Ev.-luth. Gemeinde Godlewo

Schon vor der Reformation wohnten in den am linken Memelufer gelegenen Städtchen Godlewo und Preny Menschen deutschen Volkstums. Die meisten von ihnen waren Handwerker. Es ist ein bislang ungeklärtes Phänomen, daß zur Zeit der Reformation alle im Lande wohnenden Deutschen zur protestantischen Kirche übergingen.

Nach der Gründung der ev.-luth. Kirche zu Kauern um 1550 führen die ev.-luth. Deutschen jahrhundertlang zu den evangelischen Gottesdiensten nach Kauern. Aber auch die Kauener Pastoren sind oft in die Gemeinden bzw. Ortschaften der Kirchengemeinden Godlewo und Preny gereist. So hat der Kauener Pastor Lange (1662—1670) „zu Prenau auf dem Saale Abendmahlsgottesdienst gehalten 1666.“

Die Beziehungen zur Kauenschen Gemeinde waren jedoch nicht nur kirchlich sehr eng, denn bereits im 17. Jahrhundert konnte folgendes geschehen: „Vom Hüttenmeister in der Prennschen Glashütte bezieht der Glaser sein Material.“ In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts unternimmt der Kauener Pastor Andreae eine lange und gefährvolle Reise in die wohl östlichste Ortschaft der Filialgemeinde Preny — nach Balberischek! Darüber berichtet Pastor Andreae selber: „1734 am Trinitatisfeste bin ich auf specielle Erlaubnis Ihre Durchlaucht des Fürsten und Großkanzlers Wisniowiecki von den evangelischen Offizieren ins Lager nach Balberischek gefordert und abgeholt worden. Dasselbst habe ich unter einem Gezelt Gottesdienst und Kommunion gehalten. Dahin sind auch Umwohnende gekommen und Kranke vom Lande gebracht worden, die in einem besonderen Gezelte kommunizierten. Den 19. Juni kam ich unter Begleitung Gottes und eines Offizieren im Lager an und den 21. reisete ich wieder ab, Gott sei gelobt, der mich glücklich hin und zurück geführt.“ (In Balberischki lag noch im vergangenen Jahrhundert eine Hundertschaft Kosaken, welche sich an der Niederschlagung des Jugendpogroms in Preny beteiligte.)

Auch aus einem Beschluß des Kauenschen Kirchenrates geht hervor, daß die Kauener Pastoren die Gemeinde Godlewo und das Filial Preny bis zur Gründung eigener Kirchen und Berufung eigener Pastoren betreut haben. Wohl über das XVIII. Jahrhundert berichtet Pastor Johannes Wischeropp in seinem Buche „Aus 325 Jahren evangelischer Kirchenratsarbeit in der deutschen Gemeinde zu Kaunas“: „Der Pastor war bei seinem Antritt ein rüstiger Mann von 39 Jahren und konnte lange mit Genehmigung des Kirchenrats, 12 Sonntage im Jahr und jeden 2. Feiertag die Nachbargemeinde Godlewo bedienen mit den daraus folgenden Vorteilen.“

Es soll nun der Versuch unternommen werden, zunächst über die Muttergemeinde Godlewo zu berichten. Die Ausdehnung dieser Gemeinde war, gemessen an westdeutschen Verhältnissen, gewaltig, gehörten doch zu ihr etwa 47 Dörfer und 16 Hofgüter. Daher mag hier die Aufzählung der Ortschaften nicht fehlen: Godlewo, Panemuné, Jiesia, Maistas, Aleksotas, Marvianka, Pypliai, Dzievagola, Mikytai, Gaischenai, Poderischkiai, Tschebelischkiai, Digriai, Girininkai, Padainupis, Kampischkiai, Teleschiai, Naugarischkiai, Jonutschai, Mostaitschiai, Stanaitschiai, Rinkunai, Budriai, Karkasai, Rokai, Roschischkiai, Pakalnischkiai, Pavyté, Bobekliai, Vainatrakis, Dobilai,

Pagermonys, Batschkininkai, Antakalnis, Ischlauschas, Maurutschiai, Welweriai, Skriaudschiai, Wischakiu Ruda, Kaslu Ruda, Gywiai, Gustaitschiai, Kupriai, Schimakiai, Meschkynai, Mosurischkiai. Hinzu kommen folgende Hofgüter: Schagarischkiai, Julianawas, Wirbalischkiai, Rindgwaldischkiai, Parnaschupis, Germanischkiai, Karkischkiai, Sagroda, Kasimierawas, Waischwidawas, Roscheliai, Podroscheliai, Pagermonka, Patamuschiai, Jakimischkiai, Puschogradas.

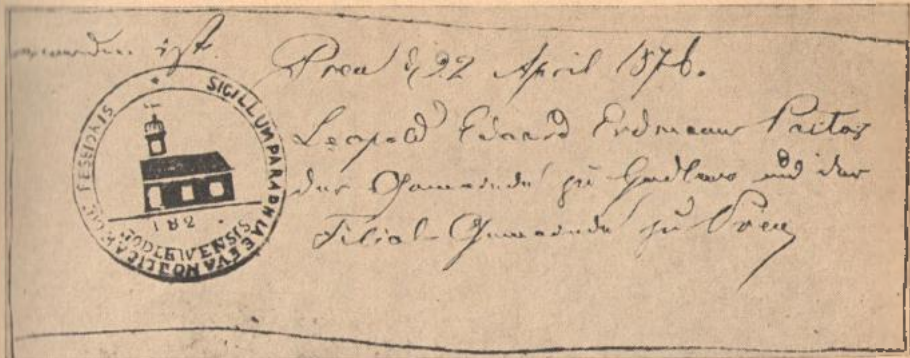
Und so erstreckte sich die ev.-luth. Muttergemeinde Godlewo am linken Memelufer unterhalb und oberhalb der Stadt Kauen: unterhalb bis Sapischkis und oberhalb bis Pakuonis. Das letzte Dorf war Antakalnis, dann folgte die Filialgemeinde Preny. Zur Zeit der Umsiedlung in den Jahren 1940/1941 waren etwa 500 Kirchensteuerpflichtige in den Registern eingetragen, so daß man mit einer Seelenzahl von über 2000 rechnen darf.

Über die Entstehung der ev. Kirche zu Godlewo gibt es eigentlich zwei Versionen. Nach der ersten Version heißt es: „Der Gutsherr Joseph von Godlewski (daher auch der Name des Städtchens: Godlewo) gründete am 31. Oktober 1918 die erste ev.-luth. Kirchengemeinde in Godlewo, schenkte ihr Land zur Unterhaltung des Pastors und Kantors und gab Holz und Baumaterial zum Bau einer Kirche, des Pastorats und der Wirtschaftsgebäude.“ Nach der zweiten Version lautet es folgendermaßen: „Die erste Ev. Kirche zu Godlewo war ein nicht großes Holzgebäude, abgetreten von der röm.-kath. Gemeinde, die für sich in der Mitte des Ortes eine größere baute. Die ev. Gemeinde bekam auch nebenbei einen Morgen Ackerland. Dieses Grundstück mit Kirche war am Außenrand des Ortes, rechts an der Straße nach Kauen. Dahin baute auch die ev. Gemeinde ihre erste Kantoratsschule.“

Erst später, so heißt es weiter, habe der Gutsbesitzer von Godlewski der röm.-kath. und der ev.-luth. Gemeinde je eine aus Mauerwerk errichtete Kirche gebaut und auch jeweils 100 Morgen Land (mit allem beweglichen und unbeweglichen Inventar: Viehstall, Getreidespeicher, große Scheune, 6 Kühe, 2 Pferde, 6 Schweine, Schafe usw.) geschenkt. Nach dem Aufstand der Polen und Litauer gegen Rußland im Jahre 1863/1864, als die Russen den Aufstand niedergeschlagen hatten, hat der russische Staat nicht nur von der röm.-kath. Gemeinde bis auf 5 Morgen, sondern auch von der ev.-luth. Gemeinde bis auf 40 Morgen alles Kirchenland in Godlewo enteignet.

Ähnlichen Zwangsmaßnahmen des russischen Staates sahen sich die evangelischen Deutschen Godlewo auch beim Ausbruch des 1. Weltkrieges gegenüber. 1914 wurde fast die ganze Gemeinde von den russischen Behörden interniert und ins Innere Rußlands deportiert. Die geringe Zahl der Zurückgebliebenen und der heimlich Zurückgekehrten betreuten während der deutschen Besatzungszeit die Militärseelsorger der deutschen Armee.

Das alte Gebäude der Kantoratsschule stand bis etwa 1884. Auf dem Platz, wo seinerzeit die hölzerne Kirche stand, wurde um diese Zeit ein neues Schulhaus errichtet. Es war zwar auch aus Holz, jedoch geräumiger, denn die umgebaute Fläche betrug 180 qm. Dieses Schulhaus mit Wohnung des Kantors bestand bis zur Umsiedlung. Wegen dieses Schulhauses mußte die Gemeinde mit dem Departement für das Volksschulwesen beim litauischen Kultusministerium (Pradžios mokyklų departamentas) einen langwierigen Prozeß führen, da die litauische Regierung das Schulgebäude gleichsam enteignen wollte.



Das älteste Siegel der Gemeinde Godlewo.

Die Kirchenbücher (bei der Umsiedlung von den Sowjets beschlagnahmt) datierten vom Jahre 1824, was nur ungefähr mit der Zeit der Gründung der ev.-luth. Muttergemeinde Godlewo übereinstimmen dürfte, weil die Führung der Bücher mit der Verleihung der standesamtlichen Rechte im Zusammenhang stand. Die ersten Kirchenbücher wurden in polnischer Sprache geführt, um 1864 mußten sie in russischer Sprache, während des 1. Weltkrieges in deutscher Sprache und schließlich in litauischer Sprache geführt werden.

Das älteste Siegel, wie abgebildet, zeigt allerdings eine bzw. die alte Holzkirche, wobei die Zahl 182 deutlich zu erkennen ist. Das Siegel trägt die Aufschrift: „Sigillum Paraphiae Evangelicae Confessionis Godlewensis 182.“ (Siegel der Gemeinde Evangelischer Konfession in Godlewo 182.) Daneben die eigenhändige Unterschrift des von 1848—1884 in Godlewo und Preny amtierenden Pastors Leopold Eduard Erdmann.

So darf nun die verhältnismäßig vollständige Liste der Godlewer und Prenyer Pastoren aufgeführt werden:

Vor

- 1824—1848 Borkenhagen
 1848—1884 Leopold Eduard Erdmann, späterer Superintendent und Schwiegervater des Superintendenten H. Sroka in Schaken. Erdmann ist in Schaken beerdigt.
 1884—1904 August Wiemer, später in Tauroggen.
 1904—1911 von Moczulski, Pastor in Wirballen, Verwalter der Gemeinde Godlewo.
 1911—1914 Superintendent H. Sroka, Verwalter von Godlewo.
 1914—1918 Deutsche Militärpfarrer.
 1918—1941 Eigentlich die turbulenteste Zeit, was die seelsorgerliche Betreuung der Gemeinde betraf. Nach eingehender Untersuchung konnte festgestellt werden, daß in diesen Jahren folgende Pastoren, Kandidaten und sogar Studenten der Theologie in Godlewo amtierten: Superintendent Sroka, Pastor Eichelberger, Pastor Katterfeld, Pastor Wischeropp, Missionar Kibelka, Mis-



Oben: Edmund Gliet, der letzte Kantor der Gemeinde Godlewo.

Links: Die deutsche ev.-luth. Kirche in Godlewo.

sionar Karl Eckart, Pastor Gaigalat; dann die Kandidaten bzw. Studenten Preikschaitis, Stanaitis, Gawénis; zuletzt wohl Pastor Rudolf Wiemer, der Sohn des von 1884—1904 in Godlewo tätig gewesenen Pastors August Wiemer.

Die frühzeitige Gründung der Kantoratsschule in Godlewo zeugt von dem ungebrochenen Kulturwillen der ev.-luth. Deutschen. Es darf darauf hingewiesen werden, daß allein das Kantoratsschulwesen in ganz Litauen ein ungeheuer wirksamer Damm gegen die andersartigen völkischen und religiösen Einflüsse gewesen ist. Der wesentlichste Faktor bei der Erhaltung von Glauben und Volkstum war das Kantoratsschulwesen.

Vielleicht darum als Abschluß dieser Ausführungen die Namen der Männer, welche in seltener Treue und Liebe zu Muttersprache und Väterglauben in Godlewo ihren Dienst oftmals unter unsäglichen Schwierigkeiten verrichteten.

Vor

1884	Robbert
1884—1904	Karl Gilde
1904—1911	Gustav Raeder
1911—1941	Edmund Gliet.

Filialgemeinde Preny

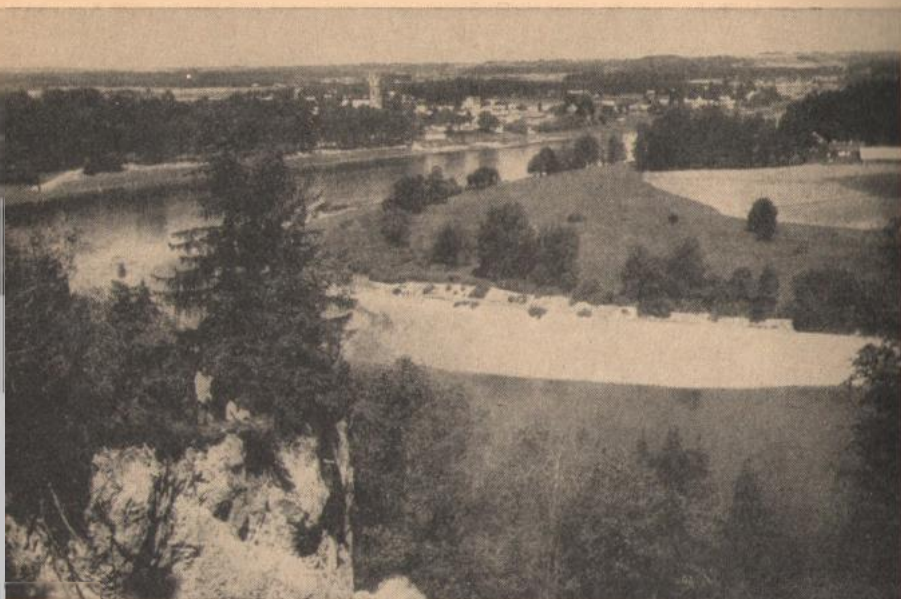
Das Städtchen Preny, am linken Memelufer gelegen, ist eigentlich uralt, da seine Anfänge bis ins Mittelalter reichen. Es soll sogar eine Burg gehabt haben, deren Reste man memelaufwärts noch im vergangenen Jahrhundert habe sehen können.

Nach Kauen zu war die Prener Gemarkung vom nuotaku kalnas (= Jungferenberg), memelaufwärts von Drobinga begrenzt. Jenseits der Memel lag der große Wald zvérincius (= Tiergarten). Malerisch an der Memel hingebreitet, beherbergte es in den letzten zwei Jahrhunderten annähernd 200 Deutsche, welche mit den Umwohnenden, zusammen etwa 900 Seelen, die ev.-luth. Filialgemeinde bildeten.

Die meisten Deutschen kamen nach Preny, als Fürst Kasimir Nestor Sapieha, bereits vor 1790, Handwerker ins Städtchen rief. Nach der dritten Teilung Polen-Litauens im Jahre 1795 fiel bekanntlich das linke Memelufer an Preußen und wurde Neu-Ostpreußen genannt. Um diese Zeit zogen eben-



Die deutsche evangelisch-lutherische Kirche in Preny.



Der Kurort Birštonas an der Memel, umweit des Städtchens Preny, von wo aus Großfürst Vytautas im Jahre 1408 den ansässigen Deutschen Privilegien gab. Vytautas verlieh in diesem Erlaß „allen christlichen Stadtbewohnern, die keine Litauer und keine Russen sind, sondern sich dem alten christlichen Glauben angeschlossen haben und die auch keine Heiden sind“, das Magdeburger deutsche Recht.

falls Deutsche ins Städtchen, wobei höchstwahrscheinlich auch einige Salzburger Exulanten eine neue Heimat fanden.

Die in der Prener Filialgemeinde häufigst vorkommenden Namen blieben unverändert. Da sie ein eindeutiges Zeugnis für die völkische Geschlossenheit dieses Filials geben, dürfen sie nachstehend in alphabetischer Ordnung aufgeführt werden:

Bender, Bittcher, Block, Boettcher, Borbstedt, Brassat, Delgau, Dengler, Dirfert, Drommel, Hammer, Hasenbein, Haseneit, Hausmann, Hoffmann, Honig, Huff, Jennerich, Kinder, Kubat, Kühn, Lange, Lehmann, von der Ley, Meier, von Michaelsen, Radetzki, Ramoser, Rasch, Reichel, Reinert, Richter, Seitz, Schmidt, Schulz, Schütz, Schwarz, Stanat, Wagner, Walter, Weingärtner, Weißmann, Welke, Werner, Zink, Zirkwitz.

Die Preußische Verwaltung erbaute in der Mitte des Städtchens eine große Markthalle, welche noch bis zur Umsiedlung 1941 stand. 1806 fiel dieses Gebiet durch Austauschvertrag mit Preußen an Rußland.

Der Umfang der Filialgemeinde war nicht klein, denn zu ihr gehörten etwa folgende Ortschaften: Juodaraistis, Strieltschiai, Liepalotas, Aschminta, Drobinga, Nauja Uta, Sena Uta, Matschiunai, Bagrenai, Alksniakiemis, Balbic-



Der Altar der evangelisch-lutherischen Kirche in Preuy.

rischkis, Pakuonis, Batschkinikai, Tartokas, Ingawangis, Darsunischkis, Druskininkai, Naujininkai, Pagermonys, Jakimischkiai.

1790 schenkte Fürst Sapieha den Prener Deutschen Ackerland, welches flächenmäßig etwa zehn preußische Morgen groß war. Die Einnahmen aus diesem jeweils verpachteten Ackerland sollten zum Bau und zur Unterhaltung einer evangelischen Kirche, Schule und Hospitals dienen. Auch sollte hierdurch zum Teil der Unterhalt eines deutschen evangelischen Lehrers mit bestritten werden. Dieses Land wurde in „Plätze“ aufgeteilt, so daß 17 bis 18 Plätze entstanden, die in ihrem jeweiligen Umfang bis zur Umsiedlung etwa erhalten geblieben waren. In der Mitte der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts wurden — nach längeren Auseinandersetzungen — dann einige Plätze in Erbpacht gegeben und bebaut. Die ersten Gemeindeglieder, die dahin ihre Wohnhäuser bauten, waren wohl der Schmied D i f f e r t und der Brauereiarbeiter M e i e r.

Man begann frühzeitig mit dem Bau einer evangelischen Kirche auf einem dieser Plätze, auch eine Schule wurde baulich in Angriff genommen. Diese Anstrengungen mußten jedoch in den Anfängen steckenbleiben. Nach 1795 errichtete zwar die Preußische Verwaltung eine Schule, dadurch aber, daß 1806 auch das Prensche Gebiet an Rußland fiel, scheint sich doch eine Änderung in der Eigentumsfrage vollzogen zu haben. Sonst wäre es kaum erklärlich, daß aus den Pachteinnahmen und Spenden der Prener Deutschen in den Jahren 1841 bis 1845 eine ev.-luth. Kirche mit einem nebenanliegenden Schulhaus erbaut und mit einem Schindeldach eingedeckt wurden. Erst in den zwanziger Jahren, da man der dauernden Dachreparaturen müde ward, wurde die Kirche — der damaligen Mode entsprechend — mit Zinkblech eingedeckt. Um diese Zeit hat auch ein bekannter Orgelbauer aus Danzig die Orgel in der Kirche umgebaut bzw. durchrenoviert.

Etwa 50 Jahre lang wurde also in dem Haus neben der Kirche nicht nur Religionsunterricht von den Lehrern bzw. Kantoren erteilt. Auch ein Kirchenchor bestand lange Jahre hindurch. In der zweiten Kantoratsschule in Preny, welche sich neben der Kirche befand, wirkten, soweit nachweisbar, folgende Lehrer bzw. Kantoren: K a t z k e, A d a m, P y k (der bekannteste unter den ersten Lehrern), K r e m e r, Z i e g l e r und J a k o b W i e m e r.

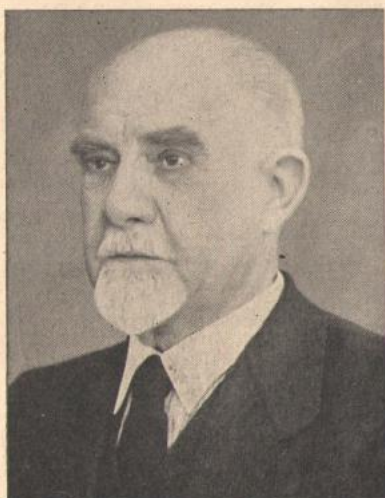
Die zunächst deutsch-evangelische Schule für die Kinder der ev.-luth. Filialgemeinde Preny wurde von der Kirchengemeinde unterhalten. Die Unterrichtssprache war deutsch. Nicht lange reichten jedoch die kirchengemeindlichen Mittel aus, wohl daher auch der oftmals jähe Lehrerwechsel, welcher kaum auf politische Ursachen zurückzuführen wäre, wiewohl die Spannung zwischen den römisch-katholischen Polen und den ev.-luth. Deutschen oftmals in Tätlichkeiten ausarteten, besonders bei ev.-luth. Begräbniszügen. Daher nahm man auch Kinder anderer Nationalität und Konfession in die Schule auf. So gelangte zuerst die p o l n i s c h e, dann aber auch die r u s s i s c h e Sprache in die Prener Kantoratsschule.

Die tolerante zaristische Regierung unterstützte nach Möglichkeit die Schule. „Wer Geld gibt, der hat auch mitzureden“, heißt ein altes Sprichwort, und so wurde die Kantoratsschule langsam in eine Staatsschule umgewandelt. Allerdings wurde auch in der Staatsschule zweimal in der Woche Deutschunterricht sowie zwei Religionsstunden in deutscher Sprache erteilt.

In den Jahren 1905 bis 1906 wurde dann endlich ein neues Schulgebäude auf

einem der Plätze errichtet. Großes Verdienst um die Errichtung des neuen Schulgebäudes, welches auch eine verhältnismäßig geräumige Lehrerwohnung umschloß, erwarb sich Lehrer und Kantor Karl Grahl, der bis etwa 1911 in Preny wirkte. Von 1911 bis 1941 — also bis zur Umsiedlung — wirkte in Preny der Lehrer und Kantor Georg August Boettcher, der auch die Umsiedlung mitmachte und vor einigen Jahren auf dem Sennfriedhof Bielefelds seine letzte irdische Ruhestätte gefunden hat. Vielen noch lebenden Landsleuten ist er in schwerster Zeit nicht nur Lehrer, sondern auch väterlicher Freund gewesen.

Der evangelische Friedhof in Preny ist vor einigen Jahren eingeebnet worden, da man dahin das neue Gebäude des Prener Gymnasiums hinbauen wollte. Übrigens stand auch das alte Gymnasium, errichtet von dem röm.-kath. Priester Martischius, ebenfalls auf einem Friedhof. Das Prener litauische Gymnasium muß eigentlich in diesem Zusammenhang ebenfalls erwähnt werden, weil durch dieses Gymnasium — welches in seltener herzlicher Toleranz geleitet war — unsere junge deutsche Intelligenz mit herangebildet wurde. Die Prener ev.-luth. Kirche steht wohl auch nicht mehr; sie soll abgebrannt sein . . .



**Georg August Boettcher,
der letzte deutsche Lehrer
und Kantor in Preny.**

Georgenburg und seine deutsche Gemeinde

Eng an die Ufer der Memel geschmiegt, liegt ein Städtchen, das — zumindest dem Namen nach — jedem Litauendeutschen ein Begriff ist: Georgenburg. Aber nicht jeder von uns wird wissen, daß diese Stadt eine ehrwürdige Geschichte hat, die im 13. Jahrhundert beginnt. Schon die livländischen und preußischen Chroniken des Jahres 1259 berichten über den Bau einer Feste Georgenburg durch den Orden. Bald danach wurde von den Zemaiten in der Nähe eine zweite Burg errichtet, von der aus die Insassen ihre Überfälle auf die Georgenburg führten, die wiederholt zerstört und wiederaufgebaut wurde. Die günstige Lage Georgenburgs an der Memel ließ die Stadt bald zu einem wichtigen Handelszentrum werden. 1390 wurde zwischen dem Deutschen Orden und den Zemaiten vertraglich geregelt, daß der gesamte Warenverkehr mit dem Orden über diese Stadt zu gehen habe. 1611 erhielt Georgenburg von Sigismund Wasa das Magdeburger Stadtrecht.

Wechselhaft wie die Geschichte des Landes waren auch die Besitzverhältnisse Georgenburgs. Im Frieden vom Melnosee fiel 1422 Georgenburg an Litauen und wurde ein Gut des Großfürsten von Litauen. Im Jahre 1795 schenkte die Zarin diese Stadt ihrem Günstling Zubow. Aber schon 1846 ging Georgenburg in den Besitz des Fürsten Wassiltschikow über. Nach 1918 wurde das Land, das zum Gut gehörte, unter Kleinbauern aufgeteilt. Zu dieser Zeit lebten in Georgenburg 4000 Menschen, von denen ein nicht geringer Teil deutschstämmig war. Vorwiegend stammten die Vorfahren dieser deutschen Menschen aus Ostpreußen, die noch vor 1800, nach Abklingen der großen Pest, nach Osten gezogen waren und sich u. a. auch in Georgenburg angesiedelt hatten. Es waren hauptsächlich Handwerker evangelischen Glaubens. Sie haben sich schon um das Jahr 1800 zu einer deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinde zusammengeschlossen. Bis zum Jahre 1851 wurden für die Gemeinde alle kirchlichen Amtshandlungen in der Schwierere Kirche vollzogen. Nach 1851 wurden, da sich die Georgenburger ein Bethaus erbaut hatten, in diesem die Andachten abgehalten, die Kinder getauft, Konfirmandenunterricht erteilt und die Kirchenbücher vom Kantor geführt. Drei- bis sechsmal im Jahr kam der Pastor aus Tauroggen gefahren, um seiner Gemeinde mit dem Worte Gottes zu dienen und seinen Hirtenpflichten nachzukommen.

Im Jahre 1880 schenkte der Fürst Wassiltschikow der evangelisch-lutherischen Gemeinde Holz zum Bau eines Gotteshauses, während das Mitauer Konsistorium dank der Fürsprache ihres Tauroggener Pastors die Gemeinde mit einem Geldbetrag unterstützte. Jedoch auch die Gemeindeglieder aus Stadt und Land beteiligten sich nach Kräften, so daß der Bau der Kirche bereits im Jahre 1886 beendet werden konnte. Die Gemeinde Georgenburg war bis 1900 eine Filiale der Tauroggener Gemeinde. In diesem Jahr wurde sie selbständig und erhielt einen eigenen Pastor. Es war Nikolai Osolin, der aus Lettland stammte und der neben seiner Gemeinde in Georgenburg noch die beiden Gemeinden Schwierere und Raseinen zu betreuen hatte. Elf Jahre waltete er hier seines Amtes, bis er wieder nach Lettland zurückkehrte.

Für ihre neue Kirche hatten die Georgenburger von einer katholischen Gemeinde eine alte Glocke und eine kleine Orgel gekauft. Leider hatte die Glocke einen Sprung und deshalb einen schlechten Klang. So wurde bald



Die evangelisch-lutherische Kirche in Georgenburg an der ostpreussischen Grenze.

wieder für eine neue Glocke gesammelt. Im Jahre 1894 war die Glocke fertig. Es war eine schöne, große Stahlglocke mit einem tiefen, vollen Klang.

Wie die alte Glocke herabgenommen und die neue hochgezogen wurde, darüber berichtete mir mein Schwiegervater, der dabeigewesen ist und alles miterlebt hat, sonst hätte ich das Ganze für einen „Schildbürgerstreich“ gehalten:

Als nun endlich die neue Glocke da war, wurde die alte heruntergeholt und ein neuer Glockenstuhl gebaut. Als dieser stand, wurden die Handwerker der Gemeinde gebeten, beim Hochziehen der Glocke zu helfen. Ob Tischler, Stellmacher, Schlosser oder Schmiedemeister, Töpfer oder Sattler, alle kamen und zogen mit vereinten Kräften die neue Glocke nach oben. Hier wurde sie in den Glockenstuhl gesetzt, der Klöppel (Schwengel) befestigt und das Seil angebunden. Die Freude über das gelungene Werk war groß und jeder wollte möglichst bald den Klang der Glocke hören. Aber nicht gleich, nicht sofort, sondern erst, wenn alle zu Hause beim Mittagsmahle wären. In einer halben Stunde sollte der Glöckner läuten, so wurde beschlossen. Als die halbe Stunde herum war, ergriff der Glöckner das Seil, doch so viel er daran zog, es wollte nicht gehen. Nun spuckte er sich in die Hände und setzte zum zweiten Male an. Plötzlich krachte es, das Seil wurde ihm aus den Händen gerissen und schnellte nach oben. Und ehe er begriff, was überhaupt geschah, krachte die Glocke neben ihm auf die Erde und wühlte sich in den Sand. Schreckerfüllt schaute der Glöckner auf die Glocke.

Daheim warteten alle auf den ersten Klang der Glocke. Doch sie warteten vergebens. Die Nachbarn behaupteten, sie haben einen schrecklichen Krach

gehört. Als die Minuten verstrichen und bereits eine weitere halbe Stunde vergangen war, wurden die Helfer unruhig und eilten zur Kirche zurück. Hier fanden sie einen schreckensbleichen Glöckner vor, der ihnen von dem Unheil erzählte. Um die Ursache des Absturzes festzustellen, stiegen nun einige Mutige in den Glockenturm. Jetzt wurde ihnen klar, was geschehen war: Beim Festmachen des Zugseiles wurde unter den Klöppel eine starke Strebe gelegt, die man zu entfernen vergessen hatte. Beim kräftigen Ziehen des Seiles wurde die Strebe zum Hebel und hob die Glocke aus ihrer Lage. Es war wie ein Wunder, daß der Glöckner von der Glocke nicht getroffen wurde. Der großen Freude darüber wich allmählich die Aufregung. Nun packten alle zum zweiten Male zu, um die Glocke hochzuziehen, was jetzt viel schneller ging. Sobald die Glocke im Glockenstuhl hing und der Schmiedemeister über den Achsen Sicherheitskappen befestigt hatte, durfte der Glöckner das Seil ziehen. Und nun erscholl der herrliche Glockenklang über die Stadt und die Dörfer, weit über den Memelstrom hinweg bis nach meinem Heimatort Schaudine. Und auch hier freuten sich die Menschen mit den Georgenburgern über den schönen Klang der neuen Glocke.

So berichtete mein Schwiegervater und er mußte es wissen, denn er war ja dabei gewesen. Er erzählte auch, daß er als erster in dem Bethause in Georgenburg 1851 vom Kantor Brauer getauft worden ist. Später ist er viele Jahre im Kirchenrat tätig gewesen. 1941 starb er in Georgenburg.

In unserm jetzigen Wohnort Amelinghausen haben wir auch eine Glocke, die denselben tiefen Ton unserer Glocke in Georgenburg hat. Wenn geläutet wird, sage ich zu meiner Frau: „Hörst du, jetzt läutet unsere Glocke in Georgenburg.“

Eduard Kolbe



Georgenburg, im Vordergrund die Raseinlu gatve.

Einiges aus der Gemeinde Kalvarija

Die Gründung der Kirchengemeinde Kalvarija fällt in das Jahr 1818. Die Kirche allerdings wurde erst im Jahre 1832 erbaut, und zwar außerhalb der Stadt, an der Straße Suwalki—Kauen. Da die Gemeinde wuchs, mußte die Kirche am Altarende um 20 Meter angebaut werden, was der Einheitlichkeit des Bildes leider nicht zum Vorteil gereichte. Dafür aber konnte das Innere der Kirche als ausgesprochen schön bezeichnet werden. Außerdem besaß sie einen großen Chorraum. Gegenüber dem Altare befand sich die Orgel und ein Raum für den Sängerkhor.

Als 1930 die Kirchenglocke entzweisprang, wurde deutlich, mit welchen Schwierigkeiten man damals zu kämpfen hatte, um eine neue Glocke zu beschaffen, zumal die materielle Lage der litauendeutschen Gemeindeglieder katastrophal war. Einem Bericht aus dem Jahre 1931 wird folgende Schilderung entnommen:

Vor Jahresfrist ist nun die früher erwähnte, vom Zahn der Zeit, sowie vom ständigen Gebrauch sehr mitgenommene erste Kirchenglocke eines schönen Tages entzweigesprungen. „Ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz entquoll ihrem metallenen Munde — zersprungen war ihr Herz.“ Total unbrauchbar war sie geworden. Ihr durch viele Jahrzehnte hindurch bei jedem Gottesdienst an Sonn- und Festtagen, bei jeder Beerdigung nie fehlender Klang war verstummt. Still mußten nun die Andachten im Gotteshause begonnen und beendet werden; still mußten die Särge mit den Leichnamen lieber Verstorbener aufgebahrt und zu Grabe getragen werden; kein Klang der Kirchenglocke begleitete die trauernden Hinterbliebenen auf ihrem Schmerzensgange zum stillen Gottesacker. Die Glocke selbst war ja gestorben und mußte aus dem Kirchturme ohne Sang und Klang entfernt werden. Von



Teilansicht von Kalvarija.

schmerzlichen Gefühlen durchdrungen, stumm und still saßen die Gemeindeglieder in den Kirchenbänken bei den Andachten und gedachten vergangener Zeiten, wo heller Glockenklang sie am Sonn- und Festtagsmorgen ins liebe Gotteshaus gerufen und den Gottesdienst einläutete.

Da erwachte allmählich die Sehnsucht nach einer neuen Kirchenglocke. Galt es doch, wie überall nach dem Kriege, so auch hier, aus den Ruinen neues Leben zu erwecken. Die Gemeindeglieder schlossen sich zusammen. Man beriet, man beschloß, man einigte sich schließlich dahin, durch freiwillige Opfer spenden die erforderlichen Mittel zur Anschaffung einer neuen Kirchenglocke aufzubringen. Den Anfang machte ein vor mehreren Jahren hier eingewandertes Gemeindeglied, Herr Mathias Wagner, der in hochherziger Weise zu diesem Zweck 100 (schreibe: Einhundert) Lit spendete und somit den Grundstock zum geplanten Vorhaben schuf. Das war natürlich kein gewöhnliches alltägliches Opfer mehr. Staunend schaute man auf. Dem hochloblichen Kirchenrat röteten sich die Wangen, vor Freude, natürlich. Mit solch einem Grundstock versehen, ging man flugs ans Werk. Eine allgemeine Opfer spende wurde beschlossen und veranstaltet. Der Kirchenrat ließ es sich nicht nehmen, zu zweien die in allen 4 Winden zerstreut wohnenden Gemeindeglieder von Haus zu Haus aufzusuchen, um die Spende entgegenzunehmen und einzusammeln. Die Mehrzahl schloß sich diesem Vorhaben an und unterstützte die Sammler mit Rat und Tat. Nicht lange, und die Mittel waren beisammen. Nun wurde beraten, woher und wie eine neue Glocke angeschafft werden sollte. Herr Wittmoser, Mariampol, übernahm die Vermittlung. Ihm, zusammen mit dem Herrn Pastor ist es zu verdanken, daß man ziemlich schnell eine in Frage kommende Glockengießerei ausfindig gemacht und die Herstellung einer neuen Glocke veranlaßte. Nicht lange, und ein Telefongespräch aus Mariampol verkündete, die neue Glocke befinde sich auf dem Zollamte Kybarty. Doch hier — ein Hindernis. Die Zollbeamten beanspruchten eine gesetzlich vorgeschriebene Zollsteuer von mehr denn 300 Lit. Woher die nehmen, wenn man doch mit viel Mühe und Not kaum soviel aufgebracht, um Glocke und dazugehörige Armatur kaufen zu können? Da wurde denn nochmals ein entscheidender Schritt getan: der Kirchenrat mit dem hochverehrten Herrn Pastor an der Spitze, beschloß gemeinsam ein Gesuch ans Zolldepartement in Kaunas zu richten, und um Erlassung der Zollsteuer zu bitten. Und wiederum war es der früher genannte Herr M. Wagner, der stehenden Fußes nach Kaunas fuhr und das Gesuch ungesäumt im Ministerium einhändigte. Die Folge hiervon war, daß die gesamte in Frage kommende Zollsteuer in Bausch und Bogen erlassen wurde, wofür an dieser Stelle unserer Ministerialbehörde der herzlichste Dank vom Kirchenrat und den Gemeindegliedern ausgesprochen sei. Nach einigen Tagen konnte man die Glocke schon aus Mariampol abholen. Herr Kirchenvorsteher G. Scherelis, der sich besonders viel bemühte, ließ es sich nicht nehmen, in eigener Person mit eigenem Fuhrwerk unentgeltlich am 16. September nach Mariampol zu fahren, die Glocke in Empfang zu nehmen und sie hier einzuliefern.

Die Glocke wurde in der Glockengießerei Gbr. Langemann in Rönsahl — Westfalen in Deutschland bestellt und hergestellt. Sie wiegt incl. Armatur ca. 150 kg, hat 530 mm Durchmesser und kostet excl. Verpackung 237,90 Mk. Auf der einen äußeren Seite trägt die Glocke in lateinischen Buchstaben die Aufschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe! Kalvarija 1931“; auf der entgegengesetzten:



Die deutsche evangelische Kirche in Kalvarija, 1832 erbaut.

Kirchenvorstand: Pastor E. Eichelberger, M. Balbach, G. Götz, G. Huff, A. Koschka, K. Lottermoser, G. Scherelis. Auf der Innenseite hat die Firma ihre eigene Signatur eingegossen.

Am 24. September wurde die Glocke in den Kirchturm gebracht und von Baumeister Johann Ummer an ihren Standort geschafft und aufmontiert. Am 27. September, wie oben bereits bemerkt, erschienen in früher Morgenstunde Herr Pastor E. Eichelberger und die Kirchenratsmitglieder, besichtigten die Aufstellung, und vor Beginn des Gottesdienstes erfolgte die Einweihung der Glocke und der Trauerfahne. Nach Vollzug der Weihe schritt die zahlreich versammelte Gemeinde unter den Klängen der neuingeweihten Glocke in die Kirche, wo sofort der Erntedankfestgottesdienst begann. Das Wetter war schön und einladend. Kopf an Kopf gedrängt, sitzend oder stehend, lauschte die Gemeinde den Klängen der Glocke und gleich darauf den feierlichen Worten des Festpredigers. — Möge die neu angeschaffte und soeben eingeweihte Glocke von nun an an jedem Sonn- und Festtag und bei Beerdigungen ihre ehernen Stimme fürder erschallen lassen, Gott zur Ehre und der hiesigen Gemeinde zur Erbauung, zur Freude und zum Segen. Dann werden sich die sinnreichen Worte, mit denen Herr Pastor E. Eichelberger seine Weihrede schloß, erfüllen, die als Schlußstrophe zum Ganzen der Festfeier ein eigenartiges Gepräge geben:

Läute Glocke, läute Frieden,
Läute Ruh in jedes Herz!
Endet einst mein Weg hienieden,
Läute du mich heimatwärts! —

1940 betrug die Zahl der Gemeindeglieder in Kalvarija 3800 Seelen. Kalvarija war eine Filialgemeinde von Mariampol und wurde viele Jahre von Pastor Eichelberger betreut. Die Kantoren in Kalvarija waren zugleich

Lehrer an der dortigen Volksschule. Im Jahre 1940 wurden 35 Jugendliche konfirmiert.

Fast die ganze Gemeinde war deutsch, lediglich im südöstlichen Teil gab es einige polnisch sprechende, im westlichen Teil einige litauisch sprechende Gemeindeglieder.

Im Jahre 1940 wurde für die Kalvarijer Gemeinde Pastor Georg Jaudzims ordiniert. Kantor Eduard Kolbe wirkte in Kalvarija von 1935 bis 1941. Die Gemeinde besaß auch einen Sängerkhor.

Mögen diese Zeilen und Bilder dazu dienen, die Erinnerung daran wachzuhalten, daß wir in unserer alten Heimat ein zwar bescheidenes, aber darum nicht wirkungsloses religiöses und kulturelles Leben entfaltet haben.

Eduard Kolbe

Sei Lob und Ehr
dem höchsten Gut
dem Vater aller Güte,
dem Gott, der alle Wunder tut,
dem Gott, der mein Gemüte
mit seinem reichen
Trost erfüllt,
dem Gott, der
allen Jammer stillt
Gebt unserem
Gott die Ehre!

Europäische Geschichte in Keidany

Keidany war schon eine alte Stadt, als Christoph Radziwill im Jahre 1603 die Herrschaft antrat. Die alte gotische Kirche auf dem hohen Neweschauer, die noch vor Vytautas von den Ordensrittern erbaut worden war, diente dem reformierten Gottesdienst.

Aber Christoph geriet in eine Fehde mit dem Fürsten Sapieha und dem Bischof von Wilna. Auch Sigismund August von Polen, einst Christophs Freund, aber „durch seine scharfe Zunge verärgert“, trat auf die Seite der Gegner. Christoph mußte Frieden schließen und die alte Ritterkirche nebst acht polnischen Morgen Land den Katholiken zurückgeben, wogegen sich die Gegner verpflichteten, in ihren Ländern die evangelische Kirche beider Bekenntnisse (des Augsburgischen und des Helvetischen) zu dulden.

Weil in diesem Akt die lutherische Kirche ebenfalls erwähnt ist, war ihr eine Abschrift desselben zugegangen. Dieses Dokument aus dem Jahre 1627 war das älteste Schriftstück des Keidaner Kirchenarchivs. Ob die beiden katholischen Parteien ihren Verpflichtungen nachkamen, ist zweifelhaft.

Radziwill erfüllte seine Verpflichtungen und trat die alte Ordenskirche ab. Nun mußte er für eine neue Kirche sorgen. Das tat er auch in seiner Residenz Keidany und baute auf dem Marktplatz die schöne stattliche Kirche, die noch heute steht. In der erstaunlich kurzen Zeit von zwei Jahren muß sie fertig geworden sein, denn eine Tafel an der Innenwand in der Nähe des Altars berichtet, daß sie Anno 1629 eingeweiht wurde.

In demselben Jahre schenkte Radziwill der luth. Gemeinde den Grund und Boden für eine Kirche, Pfarrhaus, Schule, Hospital und Kantorat. Er fundierte die Pfarre mit einer Hufe Land, wozu sein Sohn Janusch später ein zweite hinzutat.

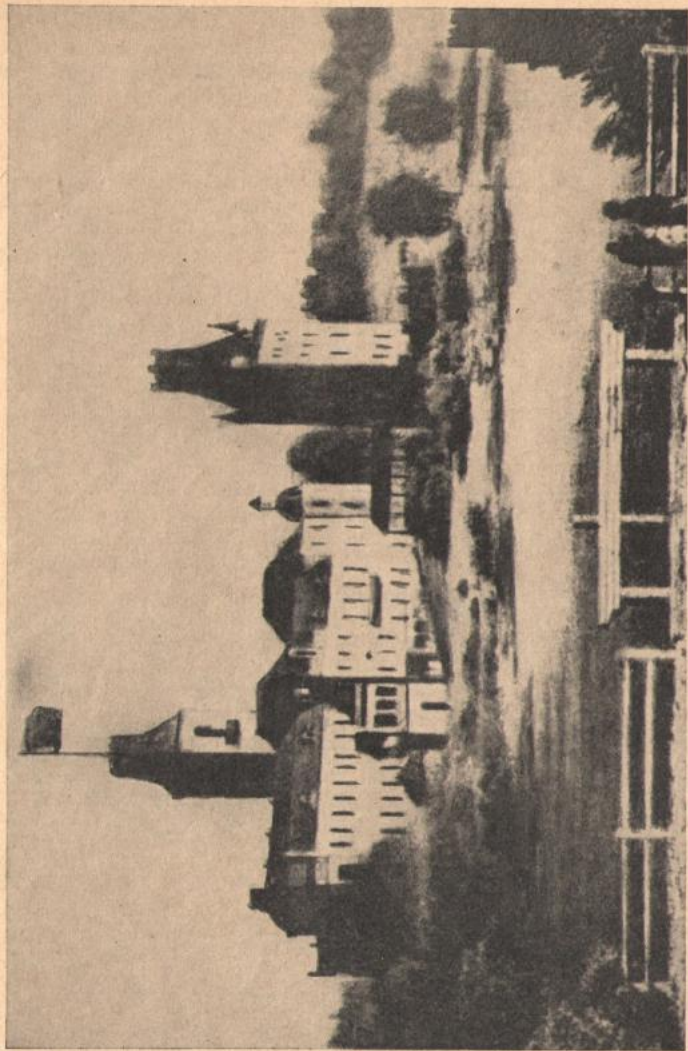
Eine hölzerne Kirche, die vermutlich eine Schulkirche war und beim Collegium gestanden hatte, schenkte er den Lutheranern. Sie wurde abgebrochen und da wieder aufgebaut, wo heute die steinerne steht, die etwa 15 Jahre später erbaut wurde.

Fürst Christoph Radziwill berief den ersten Pfarrer namens Danovius, polnisch Danowski, aus Kaulwitz in Schlesien, installierte ihn und ließ ihn in deutscher und polnischer Sprache Gottesdienste halten.

Die lutherische Gemeinde wuchs dann unter den Radziwills besonders, weil diese evangelischen Fürsten Manifeste in verschiedene Gegenden sandten und zur Besiedlung des Gebietes einluden, wobei sie den Lutheranern Religionsfreiheit und für eine Reihe von Jahren auch Zinsfreiheit versprochen.

Aus den Handwerkern wurde die bürgerliche Session der Kirche, aus dem Adel die adelige, auch Seniorat genannt, erwählt. Ein Gelehrter der Gemeinde, Dr. Johannes Mai, Leibarzt des Fürsten Radziwill, hat die Kirchenordnung für Wilna und Keidany ausgearbeitet. Jede Gemeinde besaß vollkommene Autonomie, war viel freier als heute (1929). Die Predigerwahl wurde in der vollen Session der bürgerlichen und adligen Mitglieder vorgenommen, welche auch andere wichtige Entscheidungen traf.

Als kirchliche Einrichtungen wurden gleich von Anfang das Hospital und eine Schule ins Leben gerufen, in der Deutsch und Latein gelehrt und der Kirchengesang geübt wurde.



Das Schloß der Fürsten Radziwiłł in Keidany, erbaut im 18. Jahrhundert.

Bei Beerdigungen und anderen festlichen Angelegenheiten sang der Schülerchor und erhielt der Rektor eine angemessene Belohnung. Zu den Gründern des Kirchenwesens gehörte unter anderen ein Rittmeister von Wenting.

Sieben Jahre lang hat Pastor Danovius in Segen gewirkt. Am Karfreitag 1636 ist er unmittelbar nach beendetem Gottesdienst verstorben. Sein Nachfolger wurde Pastor Ringius, auf deutsch Ring, ebenfalls aus Deutschland.

Zwei Kirchenräte reisten, nachdem das Bedürfnis nach einem schöneren Gotteshause aufkam, nach Riga, Mitau, Goldingen, Stockholm, Königsberg, Elbing, Quedlinburg und andere Orte. Sie sammelten überall Spenden für einen Kirchenbau. Diese Kollekten zusammen mit den eigenen Sammlungen ermöglichten es, den jetzigen Altarraum mit der halben Kirche um das Jahr 1640 aus Backsteinen zu erbauen. Später kam das eigentliche Kirchenschiff an die Reihe, und zuletzt, im Jahre 1717, der Turm.

Von einem besonders tragischen Ereignis muß ebenfalls berichtet werden: dem Krieg mit Moskau, dem sogenannten Tatternkrieg. Er hatte seinen Namen von den Tataren, mit denen die Moskowiter im Bunde standen, als sie wie eine Dampfwalze Anno 1656 über Litauen hereinbrachen, sengend, mordend, plündernd. Bis tief nach Ostpreußen soll sich die Erinnerung daran, zugleich mit dem Namen Tatternkrieg, bis heute erhalten haben . . .

Keidany war eine offene Stadt. Wem sein Leben lieb war, floh. Dr. Mai ging nach Mitau, welches damals Ausland war wie heute, ins Exil. Von dort ist er nicht wieder zurückgekehrt. Er hat sich brieflich mit dem Kirchenrat geeinigt und hat der Kirche sein Haus, das auf Kirchengrund mit Kirchenbacksteinen erbaut war, vermacht, wofür die Session ihm eine Schuld von 1000 Gulden erließ. Es ist das jetzige Pfarrhaus.

Am Ende des XVII. Jahrhunderts war Sartorius Pastor in Keidany.

Eine gewisse Stärkung erhielt die Gemeinde im XVII. Jahrhundert durch schwedische Glaubensgenossen, die damals gegen Polen Krieg führten. Wenn so eine Truppe nach Keidany kam, hielt sie sich zur deutsch-lutherischen Kirche, während die Schotten, deren Fürst Radziwill ein ganzes Regiment hier hatte, reformiert waren.

Unter den polnisch-litauischen Magnaten jener Zeit hielt Fürst Janusch Radziwill zu den Schweden. Als 1655 Polen in einer fatalen Situation schwebte, von den Schweden geschlagen und von den Moskowitern bedroht war, schloß er zusammen mit dem Bischof von Telsch und einigen anderen Magnaten des Landes eine Konvention mit der Krone Schwedens, in welcher er das Land unter günstigen Bedingungen dieser Krone unterwarf.

Leider kostete diese Konvention ihm das Leben. In der Fürstengruft in Keidany wird sein Leichnam gezeigt. Man sieht am Schädel eine große Wunde und an seiner Seite im Sarge ein verrostetes Schwert, angeblich dasselbe, mit dem er getötet wurde. Wie unbegreiflich sind Gottes Wege.

Wenn nach dieser Konvention Litauen den Ring der evangelischen Länder um die Ostsee im Bunde mit Schweden geschlossen hätte, wenn es dadurch dem westlichen Kulturkreis sich angeschlossen hätte, ja, wenn . . .

Eine große Idee, nicht nur ein verrostetes Stück Eisen schlummert in der Fürstengruft der reformierten Kirche zu Keidany.

Propst Paul Tittelbach f

300-Jahr-Feier der ev.-luth. Kirche in Keidany 1929

Am 4. August dieses Jahres beging die deutsche evangelisch-lutherische Kirche in Kedainiai in Litauen das Fest des 300jährigen Bestehens. Es war ein großer Tag für die kleine deutsche Gemeinde, und ihn würdig zu feiern, hatte man schon monatelang vorher Vorbereitungen getroffen. Alles versprach, wunschgemäß schön zu werden. Nur eines erfüllte die Herzen aller mit Trauer: Es hatte den Anschein, daß die Kirche an ihrem Ehrentage stumm bleiben sollte. Während des Weltkrieges hatten die Russen die beiden Glocken fortgenommen. Zwar kam nach dem Kriege eine Anzahl von Glocken aus Rußland wieder nach Litauen zurück, aber die der Kedainischen Kirche war nicht darunter. Der heißeste Wunsch der Gemeinde war es nun, zum Jubiläum wieder in den Besitz einer Glocke zu kommen. Man interessierte die nach Amerika ausgewanderten früheren Gemeindeglieder, dort versprach man auch, eine Sammlung zu veranstalten. Es blieb aber bei dem Versprechen. Aus Deutschland wurden verschiedene Summen zur Anschaffung der Glocke beigesteuert. Sie reichten aber nicht aus. Da, als man schon fast die Hoffnung aufgegeben hatte, kam unerwartet Hilfe aus Schweden. Pastor Sandegren, der im Auftrage des Erzbischofs Söderblom Litauen bereiste, veranlaßte in Schweden eine kirchliche Sammlung, durch die dann die nötigen Mittel aufgebracht wurden. Am Donnerstag vor dem Jubiläum stand dann



Propst Tittelbach vor der deutschen Schule in Keidany im Jahre 1927.

die Langersehnte endlich vor dem Portal der Kirche und wurde von fleißigen Händen mit Blumen und Kränzen geschmückt, denn am nächsten Tage fand die Weihe der Glocke statt. Eröffnet wurde dieses Fest mit einem kleinen Theaterstück, das die Schulkinder einstudiert hatten. In einer Ansprache, in der er der freundschaftlichen Beziehungen aus früherer Zeit zwischen Schweden und Litauen gedachte, übergab dann der Abgeordnete Schwedens, Herr



Das Innere der deutschen ev.-luth. Kirche in Keidany.

Legationsrat von Ribbing, das große Geschenk Schwedens (die eigentliche Weihe wurde dann von Propst Tittelbach vollzogen) und unter den Klängen des Chorals „Nun danket alle Gott“ schwebte sie dann langsam und feierlich zum Turme empor, von wo kurz darauf zum ersten Male ihre eherne Stimme über Kedainiai erklang. Im Anschluß an die Glockenweihe fand dann in der stimmungsvoll erleuchteten Kirche ein von einem Gemeindeglied verfaßtes Festspiel statt. In feierlichen Worten erzählten die Kirche und die christlichen Festzeiten — alle dargestellt von Damen aus der Gemeinde — von ihrer Bedeutung für das menschliche Leben. Am folgenden Sonntag fand die Jubiläumsfeier statt. Ein festlicher Gottesdienst, den Propst Tittelbach abhielt, versammelte die Gemeinde und zahlreiche Gäste in der geschmückten Kirche. Die reformierte Kirche von Kedainiai hatte ihrer lutherischen Schwesterkirche ein schönes Geschenk gemacht, das Superintendent Jakubenas mit einer herzlichen deutschen Ansprache übergab: eine Gedenktafel aus schwarzem Marmor. Im Rahmen des Festgottesdienstes fand dann noch die Einsegnung der diesjährigen Konfirmanden statt. Nach der Feier in der lutherischen Kirche begab sich die Mehrzahl der Teilnehmer noch in die reformierte Kirche, die ebenfalls ihr 300jähriges Bestehen feierte, und wo Propst Tittelbach die Gegengabe der Lutheraner, ein Eichenkreuz und eine künstlerisch ausgeführte Festschrift, übergab. Im Hofe des Pastorates huden geschmückte Tafeln die Gemeinde und ihre Gäste zum Festmahle ein. Noch einmal versammelte man sich am späten Nachmittag in der schlichten lutherischen Kirche zu einem Konzert, das durch die Mitwirkung des Mitauer Organisten, Theodor von Kymmell, ein hohes künstlerisches Gepräge erhielt. Eine Schlußansprache des Propstes und ein Fackelzug um die Kirche gaben dem Fest einen würdigen Abschluß.

Die beste Zeit
im Jahr ist mein,
da singen alle Vögelin,
Himmel und Erden ist der
voll, viel gut Gefang da
lautet wohl.

MARCIN LUCHNER.

Aus Kauens bewegter Vergangenheit

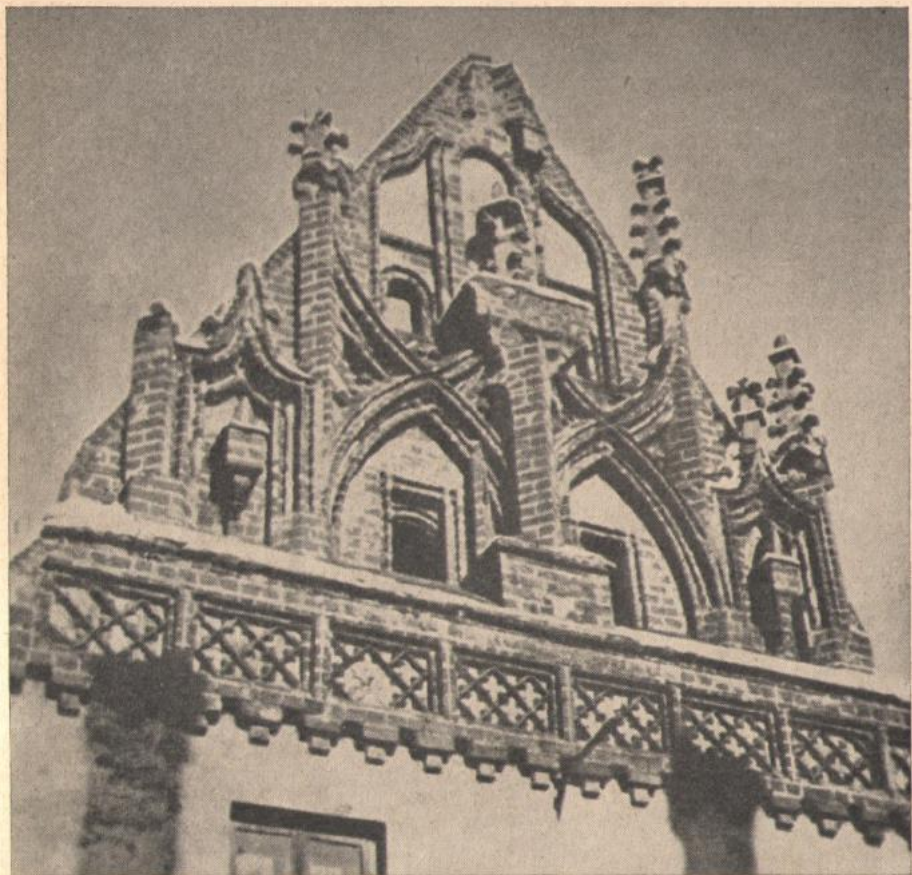
Nicht Bilder aus der Gegenwart bringen wir; nein, nein, in ferne Zeiten unserer Kownoer Gemeinde führt uns der Ausschnitt aus einer nicht mehr zu ermittelnden Zeitungsnummer, der sich im Nachlaß des im vergangenen Juli heimgegangenen greisen Propstes gefunden hat. Schon lange tragen wir uns mit der Absicht, in unserem Blatte eine kurze Lebensbeschreibung dieses fleißigen Arbeiters zu bringen, der es wohl verdient hat, daß wir ihm ein bescheidenes Denkmal setzen; doch hat der Zeitmangel es bisher verhindert, die Schilderung seines Lebens aus seiner eigenen Feder durchzuarbeiten und einen geeigneten Auszug herzustellen. Diese Arbeit müssen wir uns noch vorbehalten und bringen im folgenden die Wiedergabe eines Vortrages, zu welchem das Material der Kownoer Kirchenchronik entnommen ist, die mit bewundernswertem Fleiß von Propst Dobbert aus alten Kirchenbüchern und Rechnungen zusammengestellt worden ist.

Die evangelische Kirche Kownos

Im Soldatenheim I (an der Kurowska-Straße) hielt gestern abend Propst Dobbert einen Vortrag über „Die evangelische Gemeinde in Kowno“. Aus den interessanten Ausführungen, denen eine stattliche, den Vortragsraum füllende Soldatenschar dankbar lauschte, sei hier kurz nur das wiedergegeben, was der Redner über die Schicksale des Kownoer evangelischen Gotteshauses mitteilte.



Das Kauener Rathaus auf dem Rathausplatz aus der Vogelperspektive.



Spuren deutscher Vergangenheit in Litauen. Ein gotischer Hausgiebel in der Nähe der deutschen ev.-luth. Kirche in Kauens Altstadt. Heute wird das Haus „perkuno namas“ (Haus des Donnergottes Perkunas) genannt, wobei nicht klar ist, was der allheidnische Gott mit dem christlichsten aller Baustile, der Gotik, zu tun haben mag! Immerhin steht das Haus auch bei den heutigen kommunistischen Machhabern des Landes unter Denkmalschutz.

Ein Schild: „architektūrinis paminklas“ bezeugt es.



Der Altar der Kauener deutschen ev.-luth. Kirche.

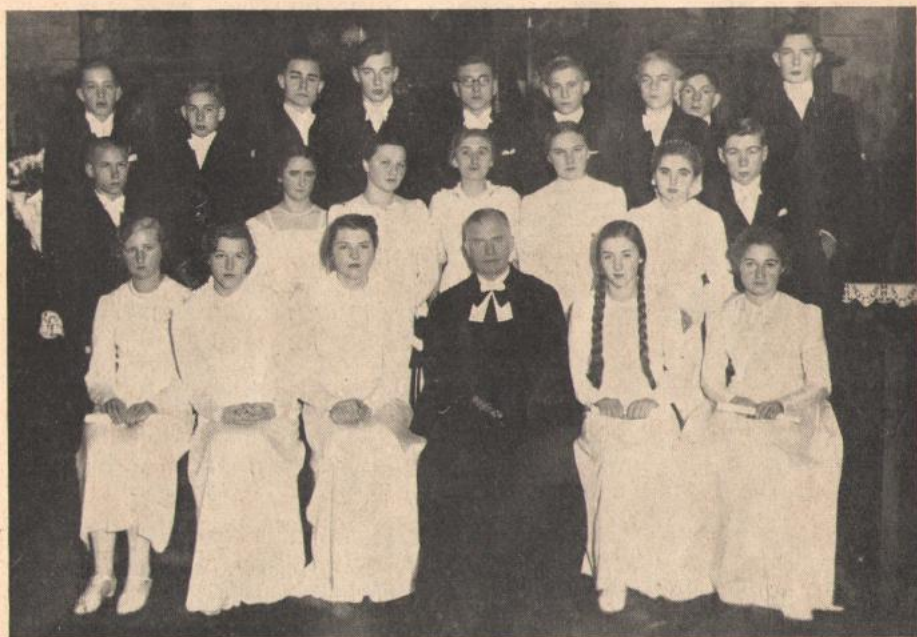


Das Kauener Deutsche Gymnasium auf dem Vytauto Prospektas.



Teilansicht der Kauener deutschen Tillmannswerke.

Die deutsch-evangelische Gemeinde Kownos besteht nachweislich seit dem Jahre 1550. Sie erwarb ein am Markte gelegenes Haus, was zu einem Gotteshause umgestaltet und eingerichtet wurde und in dem am 11. Juli 1577 zum ersten Male „der strenge Gottesdienst zu halten angefangen worden ist“. Es folgte nun ein Jahrhundert stiller ruhiger Entwicklung, bis das Kriegsjahr 1655, in dem Kowno ganz besonders zu leiden hatte, den Evangelischen auch den Verlust ihres Gotteshauses brachte. Es wurde bei der Plünderung der Stadt ein Raub der Flammen, so daß nur die nackten Mauern übrig blieben. Die Gemeinde stob auseinander, ein Teil flüchtete nach Tilsit, der andere nach Königsberg, und bis 1662 findet sich kein Lebenszeichen von ihr. Dann ist aber wieder ein Pastor da, also hatte sich die Gemeinde doch wieder gesammelt. Man hatte auch schon zum Wiederaufbau des Gotteshauses Hand angelegt und das erforderliche Baumaterial beschafft. Doch nun widersetzte die polnisch-katholische Bevölkerung sich diesem Unternehmen. Immerhin gelang es 1665 die Genehmigung zum Bau auszuwirken. Das folgende Jahr brachte aber ein völliges Verbot evangelischer Gottesdienste bei Androhung der schweren Strafe von 6000 Dukaten. Trotzdem wagte es die Gemeinde, sich nach Verlauf eines weiteren Jahres in einem Privathause zum Gottesdienste zu versammeln, und in Vorahnung künftiger besserer Zeiten kaufte man zwei Häuser an der Memel an, in denen 13 Jahre



Für schulisch besonders beanspruchte Kinder wurde in der Kauener Gemeinde alljährlich eine Konfirmation in der Vorweihnachtszeit durchgeführt. Hier die Konfirmlerten von 1938 mit Pastor Wischeropp.



Die Kauener deutsche ev.-luth. Kirche (links daneben das Pastorat) nach einem sonntäglichen Gottesdienst.

hindurch Gottesdienst gehalten wurde. 1680 erhielt die Gemeinde endlich die Erlaubnis, dort am Memelufer, wo bis dahin nur Speicher standen, eine neue Kirche zu bauen. Das alte Gotteshaus wurde ihr genommen.

Trotzdem während dieser Zeit die Mittel der Gemeinde fast ganz zusammengeschmolzen waren, begann man 1682 mit dem Bau der neuen, heute noch stehenden Kirche, die am Weihnachtsfeste des folgenden Jahres eingeweiht wurde. In den nächsten Jahren wurde an dem Ausbau der Kirche noch gearbeitet, doch konnte das nur langsam geschehen, da alles Aufsehen vermieden werden mußte. An einen Turm oder an ein Glockengeläute konnte man aus diesem Grunde auch nicht denken, und das Gotteshaus erhielt auch nicht an der richtigen Stelle dem Altar gegenüber ein Portal, sondern der Weg führte von der Polizeistraße aus über einen langen Hof zu einem versteckt liegenden niedrigen Vorbau an der Westseite des Gebäudes und aus diesem durch eine niedrige Tür in das Innere. Der noch heute vorhandene



Das Grab von Kommerzienrat Richard Abraham Tillmanns auf dem deutschen ev.-luth. Friedhof in Kauern-Karmeliten. Kommerzienrat Tillmanns war mit Beginn des 20. Jahrhunderts jahrzehntelang der führende Kopf des Kirchenvorstandes der Kauener Gemeinde.



Der Weg von der Kauener „deutschen“ Vorstadt Schanzen zur Kirche am Rande der Kauener Altstadt war weit. Darum baute die Gemeinde für „ihre“ Schanzer ein kleines zusätzliches Gotteshaus, in dem Lesegottesdienste, vornehmlich aber die „Sonntagsschule“ (Kindergottesdienst), abgehalten wurden. Unser Bild zeigt das Innere des „Schanzer Betsaales“, festlich geschmückt zum Erntedankfest.



Das Ende. Die Kauener Deutschen haben ihre Heimatstadt verlassen, der Zweite Weltkrieg ist über sie hinweggebraust. Aber inmitten der Verwüstung, die er hinterließ, steht, wie ein Finger, gen Himmel erhoben, der Turm der deutschen ev.-luth. Kirche. Er steht dort, zweckentfremdet zwar, auch noch heute!

kunstvolle Altar, der mit seinen vergoldeten Holzfiguren die ganze hintere Wand einnahm, wurde 1692 von einem Gemeindeglied gestiftet. Das ihn jetzt zierende Ölgemälde ist eine Stiftung aus jüngerer Zeit.

Alles dieses wurde geschaffen unter erheblichen Opfern. Die Schwierigkeiten, die man der Gemeinde von katholischer Seite aus machte, steigerten sich bis zu einem durch den Wilnaer Bischof erlassenen förmlichen Verbot der Gottesdienste im Jahre 1694. Trotzdem gelang es endlich 1698 eine königliche Bestätigung der Privilegien der Gemeinde zu erlangen. Immerhin blieb die Stellung der Evangelischen gegenüber ihren andersgläubigen Mitbürgern eine sehr gedrückte.

Erst als Kowno bei der dritten Teilung Polens (1795) unter russische Herrschaft kam, folgte eine Zeit der friedlichen Entwicklung und in der Mitte des verflorbenen Jahrhunderts vermochte die evangelische Gemeinde ihre Kirche weiter auszubauen, sie mit einem Turm zu versehen und das danebenliegende heutige Pastorat zu errichten.

(Aus „Ev.-luth. Gemeindeblatt für Litauen“ Jahrg. 1922/24.)

KELME

Entstehung und Untergang einer evangelisch-reformierten Gemeinde in Litauen

Im Jahre 1582 erwarb der polnische Edelmann Johann Paul von Gruzewski den Güterkomplex Kelmy (Kelme-Kelmen) über 20 000 Hektar vom gleichfalls reformierten Fürsten Solomerecki. Er gründete die Gemeinde und erbaute eine Holzkirche, die 1600 von fanatischen Katholiken verbrannt wurde. Die neue, zweite, gemauerte Kirche, die, von Geschossen im Kriege stark beschädigt, bis heute noch steht (leider jedoch von den Bolschewisten in einen Getreidespeicher umgewandelt ist), wurde vom Sohne des Gründers der Gemeinde Georg v. Gruzewski 1605 erbaut.

Die Gruzewskis in Kelme waren Patrone der Gemeinde bis zum Ersten Weltkriege, dann übernahm das Patronat die Evangelisch-Reformierte Synode in Wilna. Außer in Kelme waren noch drei reformierte Gruzewskis in Litauen ansässig — die Gutsbesitzer in Kurschany (Kursenai), Podubis und Johanpol.

In der ersten Zeit nach der Gründung gehörten zur Gemeinde 14 Großgrundbesitzer (1914 waren es nur noch 6) und aus Polen eingewanderte Handwerker und Bauern. Anfang des 18. Jahrhunderts ließen sich zahlreiche Deutsche in Litauen nieder als Kaufleute, Handwerker und Bauern. Auch in der Umgebung von Kelme erwarben aus Preußen eingewanderte Deutsche Land und gehörten somit zur Gemeinde. Als 1685 durch die Aufhebung des Edikts von Nantes die Ausübung des reformierten Bekenntnisses in Frankreich verboten wurde und die reformierten Geistlichen ausgewiesen wurden, wanderten über 100 000 Hugenotten (Refugies) nach Holland, England und Brandenburg aus. In Preußen, Ostpreußen (Berlin, Königsberg u. a. Orten) entstanden die bekannten französisch-reformierten Gemeinden, und von 1700 an finden wir französische Einwanderer in der Kelmer Gemeinde. Einige Namen können genannt werden: Jeffraim (sie wurden später genannt Efrom), Dubois (Tibaut), Girardin (Zarding), Legant (Legánt). Unter den Deutschen wohnend, waren diese Namen im Laufe der Zeit verdreht worden, doch in den Kirchenbüchern figurierten neben den verdrehten Namen ihre alten französischen.

Vom Jahre 1582 bis 1700 wurde in polnischer Sprache gepredigt, dann in deutscher und polnischer und seit 1920 in deutscher, litauischer und polnischer Sprache. Die Gemeinde gebrauchte im deutschen Gottesdienst das Gesangbuch für West- und Ostpreußen und im litauischen — das litauische Gesangbuch vom Jahre 1915, welches von der Evangelisch-Reformierten Synode in Wilna herausgegeben und in Birsen gedruckt wurde.

Es gab in der Gemeinde 400 reformierte Gemeindeglieder, die meist in Kelme, ein Drittel aber zerstreut im Umkreis bis zu 40 Kilometern wohnte. Zur Kirche hielten sich auch einige hundert Lutheraner, die teils in Kelme, teils in der nächsten Umgebung wohnten. Sie wurden vom reformierten Pastor seelsorgerisch betreut, der ihre Kinder taufte, sie beerdigte und ihnen das heilige Abendmahl nach lutherischem Ritus austeilte. Statistisch jedoch wurden sie zur lutherischen Gemeinde Tauroggen (Taurage) gezählt. Der luther-



Die evangelisch-reformierte Kirche in Kelme.

rische Pastor kam einmal im Jahre aus Taugoggen nach Kelme, wo er zu Pfingsten die Jugend konfirmierte und den Gottesdienst hielt. Um auch die Lutheraner zu ihrem Recht kommen zu lassen, ließ Prof. Dr. Konstantin von Kurnatowski neben dem Tisch des Herrn auch noch einen Altar mit einem darauf stehenden Kruzifix an der Rückwand des kirchlichen Raumes errichten. Die Reformierten und Lutheraner gingen gemeinsam zum heiligen Abendmahl und bekamen auf derselben Patene Brot und Hostien dargereicht. Das war nur in der einzigen Gemeinde Litauens — in Kelme der Fall. Außer Schaulen (Siauliai), wo eine kleine reformierte Gemeinde von Kelme aus betreut wurde, hatte Kelme keine Filialen, doch die weiter gelegenen, selbständigen alten Gemeinden in Kiejdany (Keidainiai) und Dziewaltow (Deltuva) wurden oft vom Pastor der Gemeinde Kelme bedient. Der regelmäßige Konfirmandenunterricht und der Religionsunterricht in der Volksschule wurden vom Pastor erteilt.

Die reformierte Gemeinde Kelme gehörte zur Wilnaer Reformierten Synode,

deren ausübendes administratives Organ das Wilnaer Evangelisch-Reformierte Kollegium war. Nach 1918 war es die litauische Synode und das Evangelisch-Reformierte Kollegium in Birsen (Birzai). Die Wilnaer Evangelisch-Reformierte Synode war eine autonome Institution, zu deren Bereich Kauen, Wilna, Minsk, Mohilew und Wolhynien gehörten.

Die Namen der Pastoren bis zum 19. Jahrhundert sind nicht mehr in Erinnerung. Von 1800 waren in Kelme tätig: Konstantin Moczulski (1800—1830), dann Michael Reczynski bis 1842, Johann Lotweison bis 1870, Konstantin Thumas bis 1903, Konstantin von Kurnatowski bis 1938 und als letzter Pastor Witold v. Kurnatowski, der im Jahre 1941 mit der gesamten Gemeinde nach Westdeutschland umsiedelte.

Der schöne, am Rande des Flusses Krazante gelegene Friedhof wurde ungefähr 1750 angelegt; der Heldenfriedhof für deutsche gefallene Soldaten in den Jahren 1918—1920. Die Großgrundbesitzer waren in der Kirche und die aus Polen eingewanderten und verstorbenen Handwerker und Bauern waren früher auf dem Kirchenplatze beerdigt.

Außer Gärten fürs Pastorat, Kantorat und die 2 Glöckner, gehörten der Kelmer Kirche noch 43 Desiatin = Hektar (= 172 Morgen) Ackerland und Wiesen, die vom Pastor und, wenn er nicht wollte, vom Pächter bewirtschaftet wurden. Nun sind die Kirchenglocken von Kelme seit Jahren verstummt, die Gemeindeglieder in alle Winde verstreut, der Friedhof, vieler Grabmäler beraubt, einsam und verlassen. Die einst blühende, kleine Gemeinde besteht nicht mehr! Nur ihr Andenken lebt noch in den Herzen derer, die einst an Sonn- und Feiertagen in das schöne, weiße Kirchlein mit seinem roten Ziegeldach und den hohen, gotischen Fenstern — weit sichtbar auf einer Anhöhe gelegen — kamen, um die Sehnsucht ihrer Herzen in stillem Gebet zu ihrem Gott und Herrn zu erheben. Sind die Kirchenglocken, die sie einst zum Gottesdienst riefen, auf immer verstummt oder werden sie wieder einmal zum Lobe des Allerhöchsten zu neuem Leben erwachen? Wer weiß es außer dem, in dessen väterlichen Händen unser aller Schicksal ruht!

Wer Gott, dem Allerhöchsten traut,
der hat auf keinen Sand gebaut.

W. K.

Einweihung des ev.-luth. Betsaales in Kybarty 1924

Die ev.-luth. Bevölkerung der Stadt Kybarty, zur ev.-luth. Gemeinde Wirballen gehörig, hat stets die Notwendigkeit einer Gebetsstätte hier am Ort eingesehen, da das Besuchen der Gottesdienste in der Gemeindekirche zu Wirballen, 5 Kilometer entfernt, doch mit mehr oder weniger Schwierigkeiten verbunden war. Aus Mangel an geeigneten Räumen wurden die Gottesdienste in der deutschen Schule abgehalten. Kurz vor dem Kriege war man auf den Gedanken gekommen, sich ein Kirchlein zu bauen, doch der Krieg hat auch hier störend gewirkt. Auch die Schule brannte während des Krieges nieder. Die Gemeinde, die inzwischen wieder auf zirka 400 Familien angewachsen war, mußte ihre Gottesdienste in den gemieteten Schulräumen abhalten, welche für diesen Zweck wenig geeignet waren. Um hierin Abhilfe zu schaffen, wurde beschlossen, so schwierig die Verhältnisse auch waren, sofort den Bau einer neuen Schule in Angriff zu nehmen, worin gleich auch ein besonderer größerer Raum für einen Betsaal seinen Platz finden sollte.

Im Jahre 1923 ging man denn auch an die Ausführung dieses Planes. Es sei an dieser Stätte die große Einmütigkeit und Opferfreudigkeit der einzelnen Gemeindeglieder hervorgehoben, mit denen ans Werk gegangen wurde. Jeder tat nach Möglichkeit seine Pflicht, so daß schon im Herbst desselben Jahres der Grund für den neuen Bau gelegt werden konnte und bereits im Sommer vergangenen Jahres $\frac{2}{3}$ des Rohbaues aufgeführt wurden. (Eine anerkennenswerte Leistung, besonders wenn man die schwierigen Lebensverhältnisse in Betracht zieht, die sich in letzter Zeit bei uns in Litauen geltend machen.)



Kybarten aus der Vogelperspektive.

Obleich der Rohbau noch nicht fertig war, beschloß man doch im Frühling d. J., die innere Einrichtung des Betsaales vorzunehmen. Wieder fanden sich zahlreiche opferfreudige Herzen, die größere Beträge zeichneten, andere halfen mit ihrer Hände Arbeit, —kurz, man scheute keine Opfer und keine Mühe, zum Pfingstfest war der Saal fertig und konnte am 2. Pfingsttage feierlich eingeweiht werden.

Der geleisteten Arbeit und den gebrachten Opfern gemäß legte der Bauausschuß großen Wert darauf, das Weihefest auch äußerlich möglichst würdig zu gestalten. Das Ev.-luth. Konsistorium wurde ersucht, sich an dem Fest zu beteiligen, ebenso ergingen Einladungen an alle Herren Pastore der benachbarten Gemeinden. Mit frohen Erwartungen sah man allgemein dem Weihefest entgegen. Das schöne, neue Gotteshaus stand fertig da, — Gott der Herr hatte die Arbeit zur Verherrlichung Seines Namens gesegnet, nun erst das Haus Ihm weihen, um dann darin den gütigen Schöpfer anbeten zu können.

Endlich war der Tag da, ein schöner, heiterer Frühlingstag. Schon in den frühen Morgenstunden sah man die festlich gekleideten Menschen einzeln und in kleinen Gruppen zum alten Bethause gehen. Je mehr die Zeit vorrückte, desto schneller wuchs die Menge, und zur Stunde, da das Fest beginnen sollte, wogte es überall von Menschen.

Bald erschienen auch die Herren Geistlichen. Als Vertreter des Konsistoriums der hochhehrwürdige Senior der deutschen Synode, Herr Propst Tittelbach, in Begleitung des Herrn Pastors Wischeropp-Wischtiten und des Herrn Ortspastors v. Moczulsky.

Am Eingange zum alten Schul- und Bethaus wurden die Geistlichen vom hiesigen Sängerkhor mit einem passenden Liede begrüßt. Der Herr Propst dankte in kurzen, herzlichen Worten. Nach zwei von der ganzen Gemeinde gesungenen Versen des Liedes: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ ergriff der Ortspastor unter Zugrundelegung von Psalm 121, 8 das Wort zu einer kurzen Ansprache, worin er daran erinnerte, daß die alten Israeliten bei ihrem Zug durch die Wüste nach Kanaan, wenn sie von einem Lagerplatz zum andern gingen, von der alten Stätte Abschied nahmen und sie segneten. So gedachte er auch der Segnungen, die Gott der Herr in den alten Räumen der Gemeinde hatte zuteil werden lassen. Nach einem vom Sängerkhor vorgetragenen Liede ordnete sich die Gemeinde zu einem Festzuge. Die folgenden Verse des angefangenen Liedes „Lobe den Herrn“ . . . singend, setzte sich der Zug in Bewegung zum neuen Betsaal. Dort angelangt, überreichte der Baumeister Herr K. Fritz auf einem geschmückten Kissen dem stellvertretenden Vorsitzenden des Bauausschusses, Herrn Hildebrandt, den Schlüssel zum neuen Betsaal, letzterer überreichte dann den Schlüssel mit einer kurzen Ansprache dem Herrn Propst, welcher die Tür im Namen des dreieinigen Gottes öffnete, und nun ergoß sich der Menschenstrom langsam ins Innere. Die Damen des evangelischen Frauenvereins hatten den neuen Saal würdig und geschmackvoll mit frischem Grün, Blumen und Guirlanden geschmückt, und wohlgefällig weidete sich jetzt das Auge am Anblick des schönen Raumes.

Bald war der Saal gefüllt. Die Menschenmenge war so groß, daß viele nicht hinein konnten und draußen auf der Treppe und vor der Tür und den Fenstern stehen bleiben mußten.



Der Kybarter Frauenverein mit Pastor Eckart.

Nun begann der Festgottesdienst. Diesen leitete der Sängerkhor mit einem Liede ein, worauf der Herr Propst das Wort zur Weiherede ergriff, der er das Wort der Heiligen Schrift aus Römer 8, 29 zugrunde legte. In herzlichen Worten forderte er die Gemeinde auf, mit innigem Dank zu dem gütigen Gott in dieser frohen Stunde aufzublicken, der ihr geholfen hat, in schwerer Zeit so Großes zu leisten; in ergreifender Weise erbat er den Schutz des allmächtigen Gottes für das neue Bethaus und Gottes Geist für die Herzen der Gemeindeglieder, daß Sein Name stets in diesem Raume von ihnen gepriesen und gelobt werde. Andächtig lauschte die Gemeinde den Worten ihres obersten Seelenhirten.

Nach dem von der Gemeinde gesungenen Liede: „Bis hieher hat mich Gott gebracht“ . . . und einem Gebet, vollzog nun der Herr Propst den Weiheakt. Hierauf sang die Gemeinde einen Vers des Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott“, und dann bestieg der andere liebe Gast, Herr Pastor Wischeropp-Kischitzki als erster die neue Kanzel, um unter Zugrundelegung von Psalm 84, 2—4, der Gemeinde seinen Gruß zu entbieten. Der Redner betonte an der Hand des Bildes von der Schwalbe, die ihr Nest gefunden hätte, daß trotz der schweren Zeit die Gemeinde mit unermüdlicher Hingabe an das Werk des Aufbaues einer neuen Gebetsstätte geschritten ist, und dieses Werk mit Gottes gnädiger Hilfe auch herrlich vollendet hätte. Dieses zu erreichen ist nur möglich gewesen, weil in den Herzen der Gemeindeglieder die innige Liebe zu ihrem Gott und seinem Wort lebendig ist. Mit dem Wunsche, daß



Die Kybarter deutsche Schule, in deren Räumen auch die Gottesdienste abgehalten wurden, mit Lehrer Ziegler.

diese Liebe im neuen Gotteshause nie aufhören möchte, sondern vielmehr stets im Zunehmen begriffen sein möge, schloß die ergreifende Predigt. Nach einem Chorgesang sprach nun noch der Herr Ortspastor über Ps. 26, 8, die Gemeinde ermahnend, die neue Andachtsstätte zu lieben und besonders auch diese ihre Liebe durch das treue Festhalten an der von den Vätern ererbten teuren ev.-luth. Lehre zu zeigen.

Der Festgottesdienst neigte sich nun seinem Ende zu. Nach dem vom Herrn Propst gesprochenen Schlußgebet und erteiltem Segen sang die Gemeinde, in inniger Bitte ihre Herzen zu Gott erhebend, das schöne Lied: „Ach bleib mit deiner Gnade.“ Damit schloß die Feier. Tief bewegt im Herzen verließ jeder langsam die Stätte, wo er zum erstenmal seinen Gott loben konnte. Lange noch sah man die Gemeindeglieder in Gruppen draußen vor dem neuen Gotteshause stehen und sich gegenseitig die empfangenen tiefen Eindrücke mitteilen.

Unterdessen fand sich in den Schulräumen eine kleine Gesellschaft für kurze Zeit zu einem Festessen zusammen. Den Mittelpunkt bildeten natürlich die auswärtigen Gäste. Es wurden dabei schöne passende Worte gewechselt, auch vergaß man nicht die vollzogene Weihe des Betsaales in einem Protokoll durch die eigenhändigen Unterschriften zu bestätigen.

Bald kam die Zeit des Abschieds, da der Zug nach Kowno, der den Herrn Propst und die Herren Seimabgeordneten, die, wenn auch verspätet, doch noch zum Fest erschienen waren, heimwärts befördern sollte, um 3 Uhr von Kibarty abgeht. Es wurde herzlich voneinander Abschied genommen, und bald leerten sich die gastlichen Räume der Schule.

K. Sch—r.

Aus „Ev.-luth. Gemeindeblatt für Litauen“ Jahrgang 1924/7.

Das Kirchspiel Kretingen

Hart an der ehemaligen preußischen Grenze liegt das Städtchen Kretingen. Vorbei an der Stadt schlängelt sich die Danje, die zwei Kilometer hinter dem Ort die Grenze zwischen Litauen und dem Memelgebiet überquert und sich dann einige zwanzig Kilometer durchs Memelland zieht. Sie mündet bei der alten Hafenstadt Memel ins Kurische Haff. Kommt man von Polangen aus in Kretingen an, so zeigt es sich von seiner reizvollsten Seite. Alles andere überragend steht das Kloster mit seinen alten Gebäuden, auf der anderen Seite erblickt man ein breites, gradliniges Haus, die Synagoge; aus der Mitte ragt der schlanke Turm der evangelischen Kirche, spiegeln sich früher die Zwiebeltürme der russischen Kirche, die aber — als Litauen selbständig wurde — abgetragen wurde.

Wie kamen überhaupt die Evangelischen in dieses rein katholische Land? Darüber gibt die Kirchenchronik eine ausführliche Auskunft.

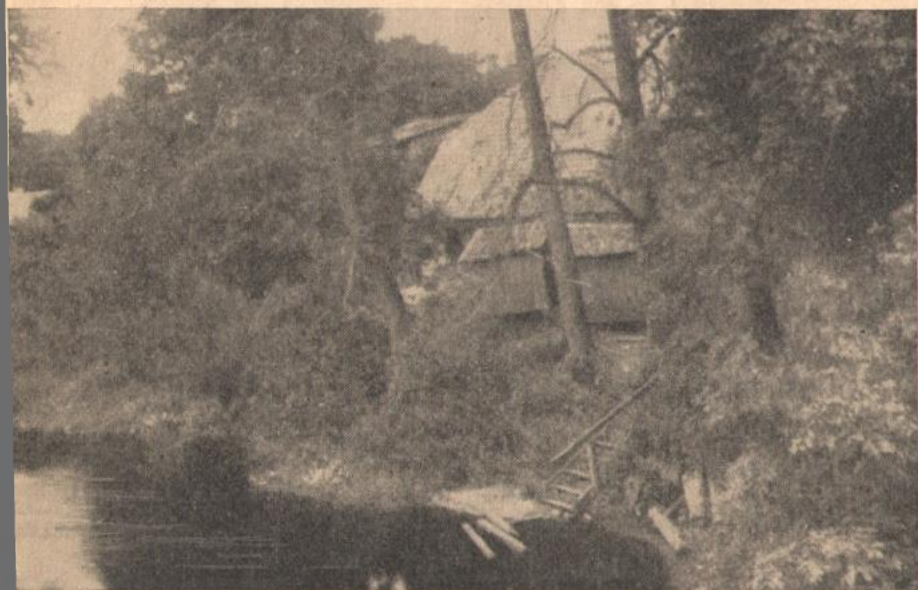
Bald nach der Reformation ist ganz Litauen evangelisch geworden, ja, in alten Schriften steht zu lesen, daß nur ein einziger katholischer Priester übriggeblieben sei, der ohne Gemeinde durchs Land irren mußte. Das wurde durch die Gegenreformation anders, und aus dieser Zeit (16. Jahrhundert) ist kein Evangelischer, vielmehr ihre Nachkommen, übriggeblieben. Klöster wurden gegründet, Kirchen gebaut und alles Evangelische verschwand aus dem Lande. Erst in neuerer Zeit, vor ungefähr 150 Jahren, kamen wieder Evangelische ins Land. Teils waren es deutsche Ärzte, Pastoren, Apotheker, die aus dem nahen Baltikum herzogen, teils rief sie der polnische Adel als Pächter oder Verwalter ihrer Besitzungen ins Land oder sie kamen als Handwerker und Müller, um hier ihr Brot zu verdienen.

Anders war es mit der litauischen Gemeinde, die sich nur aus Bauern zusammensetzte, aus Bauern, die im 19. Jahrhundert aus Preußen herzogen. Hier hatte sie das billigere, größere Land gelockt, das hier leichter zu haben war als in dem dicht besiedelten Preußen. So kaufte sich einer nach dem andern an und es entstanden ganze evangelische Dörfer. Was aus Preußen kam, das war evangelisch. Diese evangelisch-litauischen Bauern mußten aber ihre Steuern ans Kloster entrichten, ans Kloster in Kretingen, ohne jedoch seine geistliche Betreuung in Anspruch nehmen zu können, vielmehr, zu wollen. Daher richteten im Jahre 1802 vier Bauern, deren Namen noch erhalten sind: Michael Kasputtis, Anton Penelis, Jurgis Tarwid und Michael Brusdailins ein Gesuch an den Zaren Alexander I. und baten um Befreiung von den Steuern an das Kloster und um Genehmigung zur Gründung einer evangelischen Gemeinde zu Kretingen. Im Gegensatz zu den katholischen Litauern wurden die evangelischen „pruseninkai“, die Preußischen genannt, trotzdem sie kein Wort deutsch sprachen.

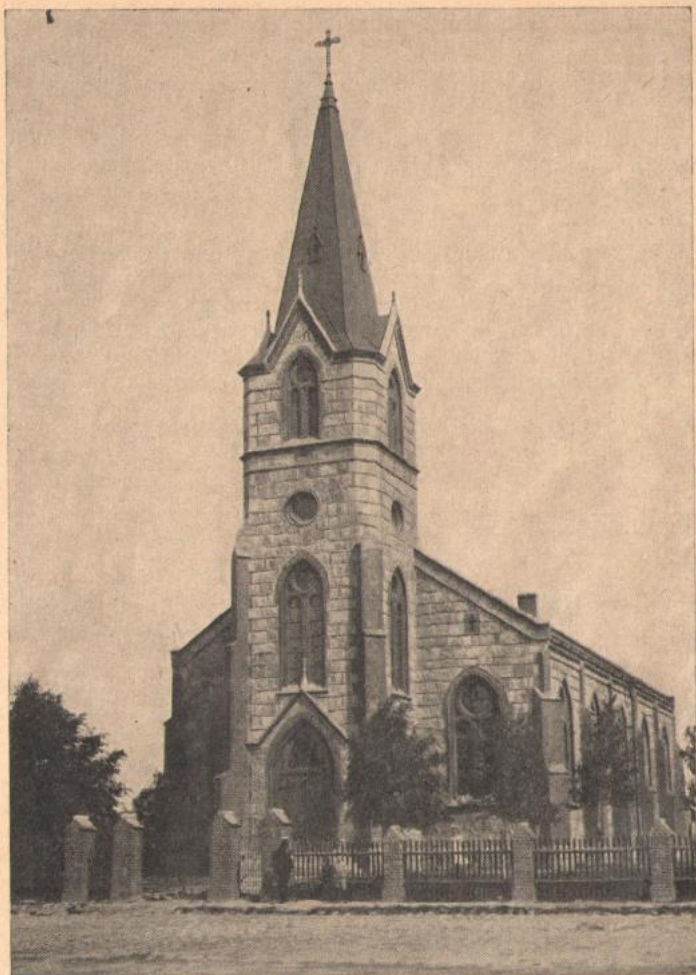
Ein halbes Jahr später traf die Antwort ein, das war am 7. Juli 1802, ein sogenannter Gründungsurk. Er lautet: „Seine Kaiserliche Majestät hat in Berücksichtigung des alleruntertänigsten Gesuches der deutschen Bauern (hier heißt es schon einfach „deutsche“) der vier Bevollmächtigten seitens der Bauern evangelischer Confession Allerhöchst ihnen zu befehlen geruht, gemäß ihrem Wunsche in Kretingen sich eine Kirche zu bauen, sie von den Abgaben zu befreien, die sie dem Kretingenschen Kloster zahlen, von welcher monar-



Das ev.-luth. Pastorat in Kretingen.



An der Dange in Kretingen.



Die ev.-luth. Kirche in Kretingen, 1897 aus Feldsteinen erbaut.

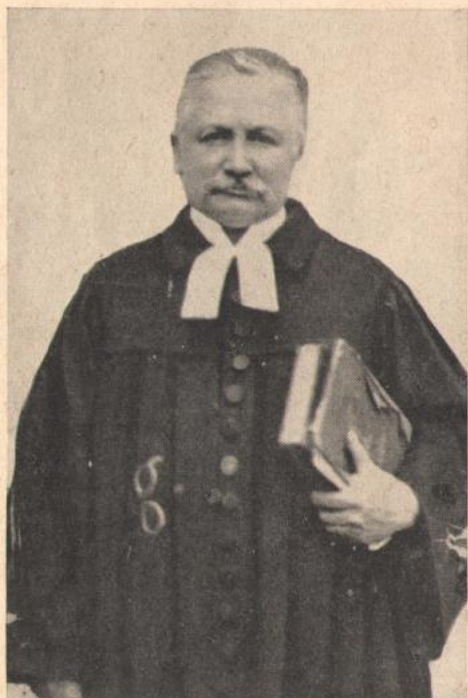
chischen Genehmigung den bezeichneten Bauern Eröffnung zu machen, ich das Niederlandgericht zu Telsch beauftrage.“ Dieser Befehl konnte es aber nicht verhindern, daß die evangelische Gemeinde ein halbes Jahrhundert Prozesse führen mußte, einen nach dem anderen, gegen das Kloster, um sich zu behaupten. Das Kloster wollte auf die Abgaben nicht verzichten, und da es außer der eignen Macht, noch die Grundbesitzer auf seiner Seite hatte, war es ihm möglich, die Bauern zu zwingen. Wer dem Kloster die Steuern nicht zahlte, wurde verklagt, entrechtet, enteignet. Der Himmel ist hoch und der Zar war weit; es war vorteilhaft, sich mit denen gut zu stellen, die hier die

Gewalt ausübten. Verrat und Eigennutz in den eignen Reihen fügten der evangelischen Sache viel Schaden zu. Andererseits fanden sich aber immer wieder Pastore, die für die arme kämpfende Gemeinde eintraten und ihr schließlich zu ihrem Recht verhalfen.

Zum Kirchspiel Kretingen gehörte die Filiale Garsden und die Fialkirche Schwekschni, alle im Kreise Telschi gelegen. 1896 wurde die neue Kirche eingeweiht, die aus Feldsteinen gebaut ist und am Markt steht.

Das Pfarrland betrug ungefähr 100 Morgen in zwei großen zusammenhängenden Grundstücken, die durch geschickten Tausch kleiner Parzellen erworben wurden. Eine rentable Landwirtschaft ließ sich darauf aufbauen. Das Pastorat lag am Rande des Städtchens und besaß einen großen Obstgarten. Wenn man bedenkt, daß die Gemeinde klein war, im ganzen 1000 Seelen, so ist man erstaunt, wieviel sie schaffen konnte; und nicht nur in Kretingen, sondern in allen Diasporagemeinden hat es eine ähnliche beispielhafte Opferbereitschaft gegeben.

Elisabeth Josephi



Pastor Karl Friedrich Wilhelm Josephi, der die Gemeinde Kretingen von 1908 bis zu seinem Tode im Jahre 1926 betreut hat.

Die deutsche evangelisch-lutherische Gemeinde in Mariampol

Die Anfänge der deutschen evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde zu Mariampol reichen bis in das achtzehnte Jahrhundert. Ende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts siedelten zahlreiche deutsche Handwerker, deren Herkunft nicht mehr ohne weiteres festzustellen ist, in Mariampol. Sie waren alle ohne Ausnahme evangelisch-lutherischen Glaubens. Da zu der Zeit in Mariampol weder eine evangelische Kirche noch ein evangelischer Geistlicher vorhanden waren, wurden die in Mariampol wohnenden Deutschen vom Pastor aus Chmelowka bei Suwalki betreut, der hin und wieder — gleichsam nach Bedarf — nach Mariampol kam.

Die deutschen Einwohner von Mariampol hatten anscheinend sehr schnell Fuß gefaßt. Es waren dann aber nicht nur Handwerker, sondern auch Beamte und Akademiker, welche dem deutschen Volkstum und dem evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnis angehörten, und die eine verhältnismäßig breite Schicht innerhalb der Bewohner Mariampols bildeten. Man entschloß sich daher, eine eigene Kirchengemeinde zu gründen. Es waren insbesondere drei Männer, die hierbei in den Vordergrund traten: der Apotheker David Trapp, der Rentmeister Wilhelm von Heymer, der Bürger Christian Schettler, dessen Beruf leider nicht überliefert ist. Diese drei Männer bildeten dann auch später den ersten Kirchenvorstand der deutschen evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde zu Mariampol.

Da Mariampol zum Generalgouvernement Warschau gehörte, das Konsistorium Augsburgischen Bekenntnisses wohl ebenfalls in Warschau war, richteten die oben erwähnten drei Männer ein Gesuch an die Behörde (Behörden?) in Warschau, mit der Bitte um Genehmigung der Neugründung einer evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde. Sie erhielten im Jahre 1823 — auf solches Gesuch hin — ein altes Magazin geschenkt, das sie zu einem Bethaus



Die Schesuppe bei Mariampol.



Ein Bild aus alten, alten Zeiten — litauendeutsche kirchliche „Prominenz“ im Garten des Pastorats der evangelisch-lutherischen Kirche zu Mariampol. Sitzend von links nach rechts: E. Eichelberger (ein Sohn Pastor Eichelbergers), Pastor Wischeropp, Propst Tittelbach, Pastor Eichelberger, Frau Pastor Eichelberger, Frau Nitsch, Vikar Stanat. Stehend von links nach rechts: FrI. Nitsch, Pastor Hermann Jaekel (der jetzige litauendeutsche Senior-Pastor in der Bundesrepublik), FrI. Eichelberger, Vikar Bumbulis.

bzw. Betsaal umbauten. So war zunächst die geistliche Not zumindest in räumlicher Beziehung gesteuert.

Seit dem Jahre 1831 hatten die Mariampoler Deutschen bereits ihren eigenen Geistlichen: Pastor Karl Heinrich L a n g e.

Das alte Magazin bzw. der Betsaal wurde leider sehr schnell baufällig. Pastor L a n g e traf nun — unter eifriger Mitarbeit der Kirchenvorsteher — die notwendigen Maßnahmen zum Bau einer steinernen Kirche. Diese steinerne Kirche, umseitig abgebildet, wurde im Jahre 1841 fertiggestellt und eingeweiht. Die zaristische Regierung schenkte zum Bau dieser Kirche 2700 Rubel, die damalige Besitzerin des bei Mariampol gelegenen Gutes K w e t s i s c h k i, eine Fürstin S a p i e h a, schenkte 200 000 Ziegel, das übrige brachte die Gemeinde durch freiwillige Gaben auf.

Das teilweise links an der Kirche zu sehende Pastorat wurde allerdings erst im Jahre 1858 erbaut, nachdem zuvor — im Jahre 1854 — für die Kinder der Gemeinde die erste deutsche Schule erbaut und errichtet war. Diese Schule war, wie die meisten damaligen deutschen Schulen in Litauen, eine K a n t o -



Die deutsche ev.-luth. Kirche in Mariampol.

ratsschule. Der Unterricht wurde in deutscher, teilweise aber auch in polnischer Sprache erteilt. Nach dem polnischen Aufstand des Jahres 1863 gegen die russische Regierung, kam die Schule unter die Kontrolle der russischen Schulbehörde. Sie wurde Regierungsschule und hieß nicht mehr Kantoratsschule, sondern Volksschule. Es wurde immer mehr die russische Sprache eingeführt, bis endlich Russisch Unterrichtssprache wurde und Deutsch nur in zwei Wochenstunden unterrichtet werden konnte; ebenso wurde der Religionsunterricht in zwei Wochenstunden in deutscher Sprache erteilt.

Die Zahl der Schüler war zu der Zeit ständig groß, denn es kamen auf einen Lehrer etwa 80 bis 100 Schüler. Nach dem Ersten Weltkriege, als Litauen im Jahre 1918 zum selbständigen Staat erklärt wurde bzw. worden war, arbeiteten an der Schule ständig zwei Lehrer bei einer Schülerzahl zwischen siebzig und achtzig Kindern. Im Jahre 1925 hatte, um ein Beispiel zu nennen, die deutsche Schule in Mariampol bei zwei Lehrern fünfundsiebzig (!) Kinder. Aber bereits zwei Jahre später, so geschehen im Jahre 1927, wurde die deutsche Schule in Mariampol zwangsweise litauisiert, trotzdem zu dieser Zeit immerhin noch vierzig deutsche Kinder die Schule besuchten. An der Mariampoler Schule wirkten stets Lehrer mit Seminarbildung.

An der Mariampoler Kirche sowie an den Filialkirchen wirkten folgende Pastoren: 1. Karl Heinrich Lange, 1831 bis 1849; 2. Superintendent David Bergmann, 1849 bis 1872; 3. Radtke, 1872 bis 1874; Karl Julius Pasternaci, 1874 bis 1893; 5. Ernst Alexander Eichelberger, 1894 bis zur Umsiedlung im Jahre 1941.



Die letzte Konfirmation in der evangelisch-lutherischen Gemeinde Mariampol. Im Vordergrund Pastor Emil Eichelberger und Kantor Albert Hoffmann.

Wenn bis zu der Zeit kurz nach dem Ersten Weltkriege kaum von einem unmittelbaren deutschen kulturellen Leben in Mariampol gesprochen werden kann, so änderte sich das grundlegend in den zwanziger bzw. dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Da entstand auch in Mariampol eine Ortsgruppe des Kulturverbandes der Deutschen Litauens, welche unter anderem auch eine Deutsche Volksbibliothek eröffnete und unterhielt. Vor allem die Jugend hat sich rege am kulturellen Leben beteiligt. So gehörten s. Z. fast alle deutschen Studenten, die in Mariampol beheimatet waren, der Deutschen Studentenkorporation „Arminia“ an, welche im Jahre 1935 vom litauischen Staat aufgelöst wurde.

Ebenso erwähnenswert ist, daß man in Mariampol frühzeitig Maßnahmen traf, um die drückende wirtschaftliche Mittellosigkeit der Deutschen in Litauen nach dem Ersten Weltkriege zu steuern, indem man bereits am 7. August 1923 die Deutsche Genossenschaftsbank zu Mariampol beim litauischen Finanzministerium in Kauen registrierte. Mit etwa 300 Mitgliedern hat sie unter der umsichtigen und zielstrebigsten Leitung eines der Mitbegründer, Herrn Kantor und Lehrer A. Hoffmann, den Deutschen in Mariampol und Umgebung viel helfen können.

Zu der deutschen evangelisch-lutherischen Muttergemeinde Mariampol, die etwa 2500 Seelen zählte, gehörten folgende Filialgemeinden: Wilkawischken, Pilwischken, Kalwaria und Sereje. Diese Filialgemeinden hatten zusammen etwa 3600 Seelen, so daß Mariampol mit den Filialen immerhin eine Seelen-



Die ev.-luth. Kirche der zur Muttergemeinde Mariampol gehörenden Filial-
gemeinde Sereje. Das Kirchlein stammt aus dem 16. Jahrhundert.



Die Hauptstraße der Stadt Mariampol.

zahl von etwas über 6000 Seelen erreichte. Selbstverständlich gehörten zu Mariampol und den Filialen auch eine kleine Zahl von evangelischen Litauern, so daß bereits in den zwanziger Jahren in Mariampol an Epiphania, Palmsonntag, Fronleichnam und an Michaelis litauisch gepredigt wurde.



Die deutsche ev.-luth. Kirchengemeinde Neustadt, Kreis Schaken

Wo die Scheschupe in die Schirwindt mündet, liegt das Städtchen Neustadt. Es hieß in der altrussischen Zeit Wladislawow, in der alllitauischen Zeit Kudirkos Naumiestis. Dieses Städtchen spielte vor etwa 170 Jahren im Leben der Litauendeutschen eine große Rolle, denn hier war, neben anderen, eine Hauptübergangsstelle der Deutschen, die aus Ostpreußen nach Litauen kamen und siedelten. Es waren Handwerker und auch, wohl in der Hauptsache, Bauern.

Wie aus den Kirchenbüchern der litauischen römisch-katholischen Gemeinde zu ersehen war, lebten bereits im XVIII. Jahrhundert um Neustadt herum und in Neustadt selbst Deutsche. Der eigentliche Zug nach Neustadt und Umgegend begann aber erst nach dem mißglückten polnischen Aufstand gegen die russische Zwangsherrschaft in den Jahren 1830 und 1831.

In der damaligen Zeit, vielleicht aber auch schon im XVIII. Jahrhundert, wurde ein besonderer Landstrich mit deutschen Kolonisten besiedelt. Dieser Landstrich, später Dorf, trug dann auch den Namen Kolonistai.

Trotz der nicht kleinen Zahl der Deutschen, die alle evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnisses waren, kam es zunächst zu keinem engeren kirchlichen Zusammenschluß. Die Evangelischen waren daher gezwungen, ihre Kinder in der römisch-katholischen Kirche zu taufen, sogar Trauungen zwischen Evangelischen wurden in der römisch-katholischen Kirche vollzogen. Den damaligen römisch-katholischen Kirchenbüchern nach war der Priester zugleich Standesbeamter auch für andere Religionsgemeinschaften.

Auf die Dauer war dieser Zustand unhaltbar. Nach einem Erlaß des Warschauer Konsistoriums hat Pastor Eduard Leopold Erdmann in ganz



Das deutsche ev.-luth. Kirchlein in Neustadt-Schaken.

Südlitauen (linkes Memelufer) die Evangelischen organisiert, Zählungen der Lutheraner durchgeführt und in der ersten Zeit auch die Neustädter Gemeinde betreut und bedient.

Das offizielle Gründungsjahr der Gemeinde ist das Jahr 1843. Um diese Zeit begann man auch mit dem Kirchenbau. Am meisten haben sich dabei die Bauern bewährt, welche in Bajoraitschen, Globellen, Rotschken, Meischten usw. wohnten, aber auch die Gemeindeglieder, die direkt in Neustadt lebten. Auch die der Gemeinde zugehörigen Großgrundbesitzer standen nicht zurück. Die Handwerker beteiligten sich ebenfalls sehr aktiv. Bauunternehmer bzw. Bauleiter war ein Färber mit Namen Reinhard.

Da im Jahre 1842 die neue Kirche in Schirwindt, der benachbarten ostpreussischen Gemeinde, zu Ende gebaut war, gab die Schirwindter Kirchengemeinde einige Tausend Ziegel für den Bau der Kirche in Neustadt. Sogar bei der Innenausstattung halfen die Schirwindter Glaubensgenossen in besonders hochherziger Weise. Sie schenkten der Neustädter Kirchengemeinde einen aus dem XVII. Jahrhundert stammenden Altar mit Kanzel. Dieser Altar und Kanzel waren ein holzgeschnittes Kunstwerk.

Bis zum ersten Weltkrieg (1914—1918) wurde Neustadt abwechselnd von Wirballer und Schaker Pastoren betreut.

Aus einem alten Bericht darf folgende Schilderung des ersten Weltkrieges und seiner Auswirkungen auf Neustadt und Umgegend entnommen werden: „Während der Kriegszeit hat Neustadt und Umgegend viel Kriegsnot erlitten. Gleich zu Kriegsbeginn war es monatelang der Schauplatz erbitterter Kämpfe. Dieses und die Folgezeit wirkte sehr auch auf das kirchliche Leben ein, das besonders im ersten Kriegsjahre vollkommen darniederlag. Die meisten evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen mußten ihren Wohnort verlassen. Viele sind bis zum heutigen Tage nicht wieder zurückgekehrt. Vor dem Kriege waren in der Stadt 349 Gehöfte mit einer Einwohnerzahl von 6273 Seelen. Etwa $\frac{2}{3}$ der Gehöfte gingen während der monatelang hin und her wogenden Gefechte in Flammen auf. Die vom Feuer verschont gebliebenen Wohnhäuser und sonstige Wirtschaftsgebäude waren meist sehr übel zugerichtet, von Flintenkugeln durchlöchert, von Bomben und Granaten zerstört, vielfach dem Einsturz nahe. So manches hölzerne Gebäude wurde aus Mangel an anderweitigen Brennstoffen einfach als Heizmaterial verwendet.

Schrecklich waren die Kirchen zugerichtet. In der evangelischen Kirche waren die Wände an vielen Stellen von Garanten durchschlagen, das Dach und die Decke vollständig zertrümmert worden. Die Decke wurde noch während der Besetzung von der deutschen Militärbehörde zum größten Teil instandgesetzt. Ganze Straßen sind durch den Krieg einfach verschwunden. Zehn Jahre sind inzwischen verflossen, doch nur sehr wenigen aus Rußland zurückgekehrten Flüchtlingen ist es bisher gelungen, auf dem vorgefundenen Aschenhaufen sich neu einzurichten. Noch eine große Anzahl zum Teil bewohnter, zum Teil leerstehender Wohnhäuser gehen dem Einsturz entgegen, weil niemand vorhanden ist, der dem Verfall Einhalt gebietet. Die Einwohner sind mit nur sehr wenigen Ausnahmen verarmt. Handel und Gewerbe stocken vollständig. Die Teuerung nimmt fortwährend zu. Die Steuerlasten mehren sich. Heute beträgt die Seelenzahl kaum noch 3300. Die Wohnungsnot ist sehr groß. Keine Aussicht auf baldige Besserung! —



Der Altar der deutschen ev.-luth. Kirche in Neustadt-Schaken.

Wie durch ein besonderes Wunder ist der Altarraum mit seiner eigenartigen runden Kanzel, einem Geschenk der benachbarten preußischen Schirwindter Gemeinde, die im Jahre 1840 gelegentlich der Einweihung der dortigen neuen Kirche das Innere ihrer früheren Kirche der Wladyslawower, jetzt Neustädter, Gemeinde überließ, trotz Kugel- und Granatregen völlig unversehrt geblieben. Die eigenartige Holzschnitzerei stammt höchstwahrscheinlich aus dem XVII. Jahrhundert und bildet heutzutage jedenfalls eine Sehenswürdigkeit, auf die bereits mehrfach Kenner aufmerksam geworden sind. Der altertümliche Altarraum mit den großen Figuren des Herrn Christus und Seiner Apostel verdient Schonung und Beachtung, denn er stellt ein Denkmal aus verflossener Zeit dar. An der Empore sind verschiedene Verzierungen

angebracht, darunter eine, die außer einem Wappen ein „E“, die Buchstaben: H. C. V. P. und eine Aufschrift „Ehere sey Gott in der Höhe“ enthält. Schon die Schreibart läßt auf längst vergangene Tage schließen!

Erst in der Nachkriegszeit, während der Amtszeit des Konsistorialpräsidenten K i b e l k a , hatte Neustadt einen eigenen Pastor. So amtierten in dieser Zeit in Neustadt die Missionare Anskohl und später Schernus aus Ostpreußen. Nicht lange aber dauerte die Freude der Gemeinde, denn die daraufhin einsetzende „Kirchenpolitik“ vertrieb ihn aus Neustadt.

Die Gemeinde half sich wieder mit Kantoren aus, trotzdem sie vom „Konsistorium Kibelka“ als selbständige Gemeinde — früher war sie Filialgemeinde — erklärt worden war. Erst im Jahre 1940 — einige Monate vor der Umsiedlung — erhielt die Gemeinde wieder einen eigenen Geistlichen, den Pastor Schmidt als Administrator.

Als Kantoren betätigten sich von 1929 bis 1934 Lehrer Eduard Kolbe und in den letzten Jahren — bis zur Umsiedlung — Kantor und Lehrer Zabarowsky. Für viele Deutsche war Neustadt, wie bereits angedeutet, nur ein kurzer Halteplatz. Den Kirchenbüchern nach waren von 1843 bis 1941 etwa 6000 Geburten, 1060 Eheschließungen und ungefähr 4000 Todesfälle registriert. Die Gemeinde hätte also Ende des Jahres 1940 etwa 2000 Seelen haben müssen, aber nur etwa 900 Seelen waren noch in der Gemeinde verblieben. Diese siedelten 1941 fast geschlossen um und leben wohl, wie auch andere litauendeutsche Gemeindeglieder, zerstreut in allen fünf Erdteilen.



Das Standbild des litauischen Dichters Vincas Kudirka in Neustadt-Schaken.

Kirchweihe in Pilwischken 1926

Etwa 1 Kilometer von der aus Kibarty nach Kowno vorbeiführenden Eisenbahn entfernt, liegt halb versteckt hinter Bäumen und Gebüsch ein kleines Städtchen, das den zusammen mit der Eisenbahnstation gemeinsamen Namen Pilwischki führt. Diesen Namen soll der Ort bereits in grauer Vorzeit von dem unmittelbar an der Stadt in die Szeszupe mündenden Nebenfluß, die „Pilwe“ genannt, erhalten haben. Vor dem Weltkriege waren im Städtchen ungefähr 3000 Seelen vorhanden, in dieser Zahl viele Juden, Litauer, Russen, Polen und auch eine geringe Anzahl evangelisch-lutherischer Glaubensgenossen deutscher Herkunft und Abstammung. Während des Krieges hat sich diese Zahl wohl wesentlich vermindert. Viele Jahrzehnte hindurch sehnten sich die Pilwischker danach, eine eigene Gottesdienststätte ihr eigen zu nennen. Nur zweimal im Jahre, am St. Petri-Pauli- und am Allerheiligentage, erschien der in Mariampol wohnhafte, von Arbeiten aller Art im Amt und Beruf überbürdete und nach allen Seiten hin in Anspruch genommene H. Pastor E. Eichelberger, um im Schullokal einen Gottesdienst abzuhalten, die vom Lehrer zur Konfirmation vorbereitete Jugend einzusegnen und alten gebrechlichen Gemeindegliedern, die ihrer Schwachheit wegen eine Reise nach Mariampol nicht wagen mochten, das heilige Abendmahl zu reichen. An den übrigen Sonn- und Festtagen hielt der jeweilig amtierende Volksschullehrer in der Schule Lesegottesdienste, vollzog hin und wieder Nottaufen und im Notfalle auch Beerdigungen. Alle anderweitigen Amtshandlungen wurden in Mariampol besorgt. So verging Jahr um Jahr, und wohl niemand vermochte auch nur zu ahnen, daß die stillen Pilwischker zu solch großartigem Handeln überhaupt fähig sind. Bereits im Jahre 1912 regte ein gewisser H. Freudenhämmer den Gedanken an, eine für Pilwischki längst notwendig gewordene, wenn auch nur kleine, eigene Kirche zu bauen. Es wurde zu diesem Zweck Geld gesammelt, sogar Kalk und Steine gekauft; doch dann kam der schreckliche Krieg, und der schöne Traum, ein eigenes Gotteshaus zu bauen, versank in Nichts.

Nachdem die Kriegswogen, die ganz Litauen besonders schwer heimgesucht und somit auch Pilwischki nicht verschont hatten, sich allmählich legten, die Verhältnisse sich änderten, tauchte der Gedanke von neuem auf. Man fing wiederum an, sich zu regen. Bei einer Versammlung der deutschen Gemeindeglieder im Dezember 1924 entschied man sich dahin, den Gedanken Tat werden zu lassen. Zunächst wurde eine Eingabe an die Gemeindeverwaltung mit der Bitte eingereicht, der evangelisch-lutherischen Bevölkerung einen der Stadt zu eigen gehörenden Garten unentgeltlich zu überlassen. Die Bitte wurde erfüllt. Nunmehr im Besitz eines erforderlichen Platzes für die Kirche, fing man an, energischer ans Werk zu gehen. Ein Baukomitee aus den Herren Johann Kühn, Georg Greifenberger, Gustav Kofmann, Adolf Reuß und Leopold Räder wurde gewählt und mit der Führung sämtlicher Bauangelegenheiten betraut. Der in Kibarty wohnhafte Genossenschaftsbankdirektor H. Hildebrand hat sich um die Pilwischker Gemeinde besonders verdient gemacht, indem er ihr in hochherziger Weise zum Bau der Kirche einen Fonds im Betrage von dreitausend Lit überwies. Nun kam Wasser auf die Mühle. Eine Selbstbesteuerung der Gemeindeglieder wurde beschlossen und durchgeführt, die monatlich die Summe von 328,50 Lit einbrachte. Gleichzeitig

wurden an einzelne Personen und an die Nachbargemeinden Aufrufe gesandt und gebeten, ihr Unterstützung zu gewähren. Der Anfang war gemacht, auf das Ende durfte man hoffen. Die Zeit floß langsam dahin; die Umstände drängten. Doch die evangelisch-lutherischen Gemeindeglieder schiefen nicht. Es wurden 32 000 Stück Backsteine gekauft und angefahren; ebenso wurde das erforderliche Holzmaterial beschafft und herangefahren, Kalk und Kies besorgt und die Arbeiten dem Bau- und Maurermeister H. Friedrich Speder-Wilkowischki übergeben.

Man schrieb den 1. Juni 1925, als der Grundstein der neuen Kirche gelegt wurde. Seit diesem Tage beginnt in der Pilwischker Kirchenchronik eine neue Aera. Denn nun ging's los mit Arbeiten und Bauen.

Nun möge man aber ja nicht denken, daß seit der Grundsteinlegung alles wie am Schnürchen glatt gegangen wäre. Ich glaube, so etwas gibt's in der irdischen Welt gar nicht. Ach nein, wo viele Hände zusammen schaffen, viele Köpfe beraten und bestimmen müssen, da gibt's zuweilen auch einen kleinen Krach! Grund hierzu war ja hier im Überfluß vorhanden. Was vor dem Kriege unmöglich schien, das jetzt möglich machen zu wollen — ja, dazu gehörte schon ein sehr weiser Kopf. Und den hat nun einmal nicht jeder und nicht immer. Wohl so mancher blickte voll Verzweiflung in die nahe Zukunft mit der bangen Frage auf den Lippen: Wo soll man bloß das Geld hernehmen, um die riesige monatliche Bausteuer (von 1¹/₂—25 Lit) aufzubringen und zu begleichen? Und als nach eingehender Beratung das Baukomitee schließlich den Gesamtetat (Voranschlag der Kosten) in voraussichtlicher Höhe von 22 583,61 Lit in der Gemeinde bekannt gab, mag so mancher die Hände über dem Haupt zusammengeschlagen haben. Alle diese Befürchtungen erwiesen sich jedoch erfreulicherweise in der Folgezeit als gänzlich unbegründet. Die Arbeiten am Neubau nahmen ungesäumt ihren Fortgang. Doch auch die Uneinigkeit wuchs. Wie gerüchtweise verlautet, fanden sich Leute, die den Einflüsterungen Unzufriedener bereitwilligst Gehör schenkten, sich aufstacheln ließen und dem Baukomitee verschiedene Scherereien und Hindernisse in den Weg legten, ja schließlich unbedachtsamerweise durch verschiedene Quertreibereien es so weit brachten, daß der um den Bau der Kirche besonders verdiente Lehrer H. Joh. Kühn gezwungen wurde, sein viele Jahre bereits innegehabtes Lehramt an der Pilwischker Volksschule niederzulegen. So unerfreulich diese Tatsache an sich nun einmal ist, — unwillkürlich wird man an ein altes, bewährtes Sprichwort erinnert, welches behauptet: „U n d a n k ist der Welt Lohn!“ —

Abgesehen von dieser schrillen Dissonanz schritt das Werk des Neubaus immer rüstig voran, und beim Herannahen des Sommers konnten die Pilwischker ev.-luth. Glaubensgenossen frohen Mutes auf das bereits abgeschlossene Werk als Ganzes ihr Augenmerk richten und sich zur bevorstehenden Einweihung des neuerbauten Gotteshauses rüsten.

Der 29. Juni 1926 war für die evangelisch-lutherischen Gemeindeglieder in Pilwischki und Umgegend ein Festtag ersten Ranges. An diesem Tage wurde die neuerbaute ev.-luth. Kirche feierlich eingeweiht und anschließend hieran auch die diesjährigen Konfirmanden eingesegnet. Dieser Tag verdient mit goldenen Lettern in die Pilwischker Kirchenchronik eingetragen zu werden. War dieser Tag doch gewissermaßen der Schlußakt zur Krönung aller Bemühungen, denen sich die Pilwischker Gemeinde und besonders ihre Ver-



Die Einweihung des deutschen ev.-luth. Kirchleins in Pilwischken am
29. Juni 1926.

treter seit langer Zeit unterzogen hatten. Die durch den Bau der neuen Kirche zu einer geschlossenen Einheit kristallisierte Kirchengemeinde zählt kaum 42 Familien und ist somit der Seelenzahl nach wohl eine der kleinsten im Lande. Die neue schmucke Kirche macht einen sehr netten, freundlichen Eindruck; die Bauart muß als eine sehr wohlgelungene bezeichnet werden und macht den Pilwischkern alle Ehre. Raum ist in derselben so viel vorhanden, daß für alle Kirchenbesucher in der eigenen Gemeinde ausreichend Sitzplätze sein werden; an Licht fehlt es auch nicht. Der Altarraum, der schon mit allem Nötigen ausgestattet ist, macht einen vornehmen Eindruck, weil alles überflüssige Beiwerk vermieden wurde. Vor allem fehlt der neuerbauten Kirche jetzt noch eine kleine Orgel; sodann Bänke. Auch bleibt der Kirchengemeinde sonst noch so manches zu tun übrig: der Kirchenplatz muß umzäunt, eingerichtet und bepflanzt werden. Da aber auf der bisherigen geleisteten Arbeit noch eine nicht unbedeutende Bauschuld im Gesamtbetrage von 9046,50 Lit lastet, so ist anzunehmen, daß die rührige Pilwischker ev.-lutherische Kirchengemeinde für jede Beihilfe, die ihr von auswärts noch werden sollte, sehr dankbar sein wird! Die kleine Kirchengemeinde mit ihrem hochverehrten Herrn Pastor Eichelberger an der Spitze haben getan, was irgend in ihren Kräften stand! Allen Spendern von auswärts herzlichster Dank!

Und nun noch einiges über die Einweihungsfeierlichkeit selbst. Wie oben bereits bemerkt, fand dieselbe am 29. Juni statt. Schon tags zuvor waren aus-

wärtige Gäste eingetroffen und bei gastfreundlichen Gemeindegliedern untergebracht. Von sieben geladenen Pastoren waren fünf der freundlichen Einladung gefolgt und nahmen an dem seltenen Feste teil. Die Sängerschöre aus Neustadt und aus Kowno hatten, der Einladung der Pilwischker Kirchengemeinde folgend, sich aufgemacht, um auch ihrerseits zur Verschönerung der so seltenen Festfeier nach Kräften beizutragen. Ja, der Kownoer Posaunenchor hatte es sich nicht nehmen lassen, bei der Einweihungsfeier mitzuwirken. Außer der Pastorenschaft war unser hochverehrter Seimabgeordneter H. Kinder und der zweite frühere Seimabgeordnete H. Rogall aus Kowno und der oben bereits genannte Genossenschafts-Bankdirektor H. Hildebrand aus Kibarty erschienen, um als Ehrengäste dem hiezulande so eigenartigen seltenen Feste beizuwohnen. Es war ein schöner heißer Sommertag. Schon am frühen Morgen war aus der eigenen und mehr noch aus den Nachbargemeinden eine schier unübensehbare Menge von Glaubensgenossen zusammengeströmt und staute sich um die noch verschlossene Kirche. Um 10 Uhr vormittags versammelten sich sämtliche anwesenden Pastoren mit dem deutschen Senior, H. Propst Tittelbach, an der Spitze, die Ehrengäste, die Mitglieder des Baukomitees und, soweit der Raum es gestattete, Mitglieder der Gemeinde und in ihrer Mitte der von der freundlichen Frau Kubert geleitete Pilwischker junge Sängerkhor in der Schule, um einem Abschiedsgottesdienst beizuwohnen. Nach dem von allen Anwesenden gemeinsam gesungenen Liede: „Bis hierher hat mich Gott gebracht“ — wurde die Feier mit einer Rede des Pastors Herrn Wischeropp-Wischtiten eingeleitet. An der Hand von Ps. 121, 8 forderte der Redner die Gemeinde auf, an dieser Stätte noch ein wenig auszuruhen, zurückzublicken auf die Vergangenheit, wo ihnen mehr denn 50 Jahre lang in Ermangelung eines Gotteshauses das Wort Gottes dargereicht wurde, — und nun Abschied genommen werden soll. Heute heißt es: **a u s g e h e n** aus dem Schullokal, das so lange gottesdienstlichen Zwecken diente, und **e i n g e h e n** in die geweihten Pforten des neuerbauten Gotteshauses; einst wird es heißen: **V e r g e h e n**, wenn unser Lebenslauf beendet, wenn der letzte Kampf ausgekämpft sein wird. Vom Segen der Kirche Christi begleitet, wird Christus selbst einst die Tür sein, durch welche die Gläubigen ihren Ausgang aus dem vergänglichem und ihren Eingang in das ewige Leben werden nehmen bzw. tun können.

Tiefe Stille lagerte auf der atemlos lauschenden Versammlung, als der Redner schloß und die Pilwischker Sänger eine Motette anstimmten. Manches Auge feuchtete sich, als man nun nach Gebet und Segen endgültig Abschied nehmen mußte. Nach dem gemeinsamen Gesang des Liedes: „Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaßen“ wurden die Altarbibel, Altarkreuz und die Leuchter und andere Geräte unter die Geistlichen und Mitglieder des Baukomitees verteilt und der Festzug zur neuen Kirche angetreten. Durch vorhergegangenen tagelang andauernden Regen war der Erdboden stark erweicht und mußte daher von einem geordneten Zuge abgesehen werden. In der Nähe der Kirche wurde der Festzug vom Kownoer Posaunenchor mit dem Vortrag des Liedes: „Großer Gott, wir loben dich“ — empfangen und begrüßt. Unter den Klängen obigen Liedes bewegte sich der Festzug nur langsam durch die dichtgedrängte Menschenmenge bis zur neuen Kirche und nahm bei der verschlossenen Kirchentür Aufstellung. Nachdem die Neustädter Sänger das Lied: „Führe du uns, o Jehova“ vierstimmig vorgetragen,

ergriff Herr Pastor Eichelberger als erster das Wort und ermahnte in wohlberedeten Worten die Zuhörer an der Hand von 2. Mose 3, 5 sich zu sammeln, um würdig die Schwelle des neuen Gotteshauses überschreiten zu können. Hierauf intonierte der Kownoer Gesangsverein eine Motette: „Der Herr ist mein Hirt“ . . . Nach dem Vortrage hielt Herr Pastor Anskohl-Neustadt eine Ansprache in litauischer Sprache an Hand von Pred. 4, 17, worin die versammelte Schar in herzandringenden Worten vorbereitet wurde zu dem wichtigen Augenblick, der nun bevorstand. Nach dem von allen Anwesenden gesungenen Liede: „Tut mir auf die schöne Pforte“ (1. Strophe) öffnete der deutsche Senior, Herr Propst Tittelbach, die Haupttür der Kirche mit einem passenden Bibelspruch, und nun betrat der Festzug den bis dahin leeren Raum der neuen Kirche, die inwendig ebenso sorgfältig als wie auch von außen mit Girlanden, Blumen und anderweitigem Grün reichlich geschmückt war. Die kirchlichen Geräte, die Bibel wurden auf dem Altar niedergelegt, das Altarkreuz aufgestellt, die Lichter wurden angezündet. Nachdem alles vorbereitet und die dicht gedrängt Kopf an Kopf stehende Gemeinde das Lied: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“ unter Begleitung eines Schulharmoniums angestimmt, hielt Herr Propst Tittelbach auf Grund von Offb. 21, 3: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen; und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein“ — eine Weiherede, worauf von ihm die neuerbaute Kirche auf den Namen der Apostel Petri-Pauli anlässlich deren Gedächtnistages am 29. Juni und in derselben der Altar, Kanzel und was sonst dazu gehört, feierlich eingeweiht wurden.

Nach der Einweihung folgte der Gottesdienst, verbunden mit der Einsegnung der diesjährigen Konfirmanden. Nach der Einsegnung folgte das Hauptlied: „Ein feste Burg ist unser Gott“, das vom Kownoer Posaunenchor begleitet wurde, der seine Sache besonders gut machte. Der milde, weiche und dabei genügend durchgreifende Klang des Posaunenchores ist der beste Beweis dafür, wie vorteilhaft es ist, wenn in Kirchen, wo keine oder nur verstimmte schlechte Orgeln vorhanden sind, gut eingübte Bläserchöre mitwirken. Der Neustädter Sängerkhor trat zum ersten Male in einer fremden Kirche öffentlich auf.

Während der Festpredigt von Herrn Propst Tittelbach hielt Pastor Eckart-Kybarty vor der Kirche den zahlreichen Glaubensgenossen, die wegen Raum mangels keinen Platz in der Kirche gefunden, eine Predigt.

Vom Ortspastor Eichelberger wurde der Gemeinde ein sehr schönes Altarbild geschenkt. Vom Baukomitee und dem Ehrenmitglied Fr. Krohm wurden die Altargeräte und die Altardecke gespendet. Die Pilwischker Jugend erstand aus eigenen Mitteln eine prachtvolle Altarbibel. Frau Kubert spendete eine zweite Altardecke und Frau Spieß aus Obschuten eine Altarfußdecke! —

Nach beendetem Gottesdienst wurden die Gäste im Schullokal zum Mittag geladen. Die Pilwischker haben hierbei, wie überhaupt im Empfang und in der Aufnahme der auswärtigen Gäste viel herzliche Gastfreundschaft bewiesen, wofür an dieser Stelle allen ein „Gott bezahl's!“ zugerufen sei. Allen freundlichen Gastgebern, die uns so freundlich aufgenommen, insonderheit dem wohlwollenden Baukomitee und dem Herrn und Frau Kuhn, die alle gemeinsam keine geringe Mühe bei der Bewirtung der vielen zahlreichen Gäste gehabt,

rufe ich im Namen aller auswärtigen Gäste ein herzliches „Vergelt's Euch Gott!“ zu. —

Unsern Bericht von der Einweihungsfeier der neuen Kirche in Pilwischki schließen wir mit dem Wunsch, daß alles in Erfüllung gehe, was an Wünschen für die Gemeinde am Einweihungstage ausgesprochen worden ist. Es war von Herzen gekommen und ist auch zu Herzen gegangen. Der Herr helfe, daß in der neuen Kirche das alte Evangelium von Jesu, dem Sünderheilande, stets mit freudigen Lippen verkündigt werde. Mögen die Pilwischker in ihrer schönen neuen Kirche Gott stets mit demselben Eifer dienen, mit welchem sie dieselbe gebaut haben, und der Segen wird dann nicht ausbleiben, weil der ja von Gott kommt. Alle, Einheimische und Gäste, selbst die nur im Geiste an der erhebenden Feier teilnehmen konnten, sind sich darin wohl eins: Gott sei gelobt und gedankt für alles! Singet dem Herrn ein neues Lied, er tut Wunder!

Möge die ev.-luth. Pilwischker Kirchengemeinde äußerlich und innerlich wachsen und gedeihen zur Ehre Gottes!

Das wünscht ihr von Herzen ein Mitgenosse aus der Nachbargemeinde,

Lehrer August Kremer

Denn wenn du gleich
hundert Jahre
pflügest und aller Welt
Arbeit tatest, so vermöchtest
du doch keinen einzigen Halm
aus der Erde zu bringen,
sondern während du schläfst,
macht Gott ohne all dein
Ernten aus einem Kornlein
einen Halm und soviel
Körner daran, als Er will .

MARTIN LUTHER

Zur Geschichte der Gemeinde Raseinen

Die evangelisch-lutherische Gemeinde ist eine rein deutsche Gemeinde gewesen, da sich unter den etwa 600 zugehörigen Seelen nur vier Familien der Nationalität nach zu Litauern zählten; aber auch diese Gemeindeglieder beherrschten meistens die deutsche Sprache.

Lange Zeit war die Gemeinde eine sogenannte Filiale gewesen, bald eine solche von Taugoggen, bald von Georgenburg. Einige Male war Propst Tittelbach aus Wilna nach Raseiniai gekommen, um die Gemeinde zu bedienen, später kam er regelmäßig aus Kedainiai. Das Alter der Gemeinde ist schwer bestimmbar. Das älteste Zeugnis ist eine Altarbekleidung aus dem Jahre 1806. Es folgen ein paar massive Metalleuchter aus dem Jahre 1814, der Kelch vom Abendmahlsgesäß, der eine Widmung der Wilnaer Gemeinde aus dem Jahre 1818 trägt, und das Missiv aus dem Jahre 1825. Die massive Kirche aus Stein, die wir bei der Umsiedlung zurückließen, wurde am ersten Advent des Jahres 1862 eingeweiht, vor ihr aber existierte außerhalb der Stadt ein Holzkirchlein.

Bis zum Jahre 1920 waren für das Wohl und Wehe der Gemeinde vorwiegend nur Kantoren verantwortlich. Der letzte war Kantor Kories, der im Jahre 1920 nach Georgenburg verzog. Ihm verdankt die Gemeinde den Grundstock zu einer Kirchenchronik. Aller aber sollte mit Dankbarkeit gedacht sein. Zur Zeit der Zarenherrschaft, als öffentliche deutsche Volksschulen nicht bestehen durften, haben diese Kantoren heimlich, unter Hintansetzung ihrer Person und nicht ohne Gefahren den Unterricht erteilt. Im Morgengrauen versammelten sich die Kinder beim Kantor, der in Pantoffeln und im Schlafrock um sechs Uhr in aller Frühe den Bakel schwang. Da nun jeder Unterricht unter



Die Straße Vytautas des Großen in Raseinen.



Konfirmation in Rasein 1935, mit Pastor Jaekel und Kantor Krämer.

dem Namen Konfirmandenunterricht lief — dieser allein war von den Russen erlaubt — hat sich eine unheilvolle Verwechslung des Konfirmandenunterrichts mit dem Schulunterricht in das Denken der Gemeinde eingeschlichen.

Unter der deutschen Militärverwaltung wurde eine deutsche evangelische Volksschule ins Leben gerufen, die unter der Leitung von Kantor Kories stand und bis zu 50 Schülern Unterricht erteilte. Da brach am 16. Mai 1919 ein Großfeuer aus. Fünf zur Kirche gehörende Holzgebäude sanken in Schutt und Asche. Nur mit Mühe konnte die Kirche gerettet werden. Zudem erkrankte der Kantor so schwer, daß er sich zur Behandlung nach Berlin begeben mußte. So war die Gemeinde ganz verlassen. Aber das sollte ihr wiederum auch zum Segen gereichen. Sich selbst nicht schonend, wandte sich der Kantor vom Krankenlager aus an alle ihm erreichbaren Stellen um Hilfe für die Gemeinde. Er erwirkte, daß ihm die Missourisynode aus Amerika die Summe von 13 890 Mark zur Verfügung stellte, wozu noch 2000 Mark aus Deutschland kamen. Dazu überließ Propst Tittelbach von einer Amerikaspende 500 Mark und übermittelte eine weitere Spende von 2000 Mark aus Deutschland. Nach Abzug der Überweisungskosten in Höhe von 279,80 Mark standen nunmehr 18 110,20 Mark für den Neubau zur Verfügung. Im Sommer 1920 wurde mit dem Bau begonnen. Allein der Bau wurde in unverantwortlicher Weise verzögert. Die Gemeinde legte ein Verhalten an den Tag, das schon als lässig bezeichnet werden mußte. Der Kantor aber konnte und wollte nicht ohne Wohnung und Schulraum bleiben, die ein ersprießliches Arbeiten erlaubt hätte. Etwas mehr



Die ev.-luth. Kirche in Raseinen. 1853 schenkte die kaiserlich-russische Regierung der Gemeinde das Grundstück des aufgelösten Karmeliterklosters mit dem Rohbau der Klosterkirche. Sie wurde zu einem lutherischen Gotteshaus umgebaut und 1862 eingeweiht.

Dank hätte der um die Gemeinde so besorgte Mann verdient. Er nahm daher eine Stelle in Georgenburg an.

Nun erst merkte die Gemeinde, was sie an dem Kantor gehabt hatte und wandte sich an Propst Tittelbach mit der dringenden Bitte um einen neuen Kantor. Die Gemeinde bekam mehr als einen Kantor. Der Vikar G. v. Mickwitz wurde im Jahre 1922 mit der Bedienung der Gemeinde betraut, nach bestandenen Examen ordiniert und am 3. März 1923 in Raseiniai feierlich eingeführt. Jetzt wurde in der Gemeinde jeden Sonntag Gottesdienst gehalten und die Kranken konnten jederzeit das Heilige Mahl empfangen. Das bedeutete eine einschneidende Veränderung im Gemeindeleben. Mit Lust und Liebe ging die Gemeinde an die Vollendung des von der Witterung schon gefährdeten Kantoratsbaues, der nun ein Pastorat wurde.

Auch die Schule wurde im Herbst 1923 eröffnet und von verschiedenen Persönlichkeiten ehrenamtlich geleitet. Schließlich wurde eine bezahlte Lehrkraft angestellt. Da wurde die Schule geschlossen, weil die Lehrkraft sich nicht mit dem geforderten census ausweisen konnte. So notwendig eine Schule aber auch ist, im großen und ganzen vermißte die Gemeinde sie nicht. Sie hielt den Konfirmandenunterricht für vollauf genügend! So blieb Raseiniai vom April 1925 bis zum Spätherbst 1926 ohne Schule. Da eröffnete der Kulturverband, nachdem er eine Ortsgruppe in Raseiniai gegründet hatte, eine deutsche Volksschule, die im Pastorat untergebracht wurde und etwa 20 Kinder zählte. Innerhalb des Gemeindegebietes wurde dann auch noch eine zweite Schule, in Lyduvenai eröffnet, die von 30 Kindern besucht wurde.

Inzwischen wurde auch die Kirche renoviert und das Pastorat bekam durch die Anlage eines schönen Gartens ein wohnliches und trauliches Aussehen. Die Gemeinde wurde durch die regelmäßigen Gottesdienste immer mehr geeint. In den Andachten kamen sich manche Gemeindeglieder näher, und lebendiges Christentum fand in tätiger Liebe am Nächsten und an der Gemeinschaft seinen Weg auch in das bis dahin ein wenig laue Leben der Gemeinde Raseiniai.

G. v. M.

Bericht über die Jubiläumsfeier anlässlich des 75jährigen Bestehens der ev.-luth. Kirche zu Schaulen

Die ev.-luth. Kirche zu Schaulen in Litauen feierte am 6. Juni 1926 das 75jährige Bestehen ihres Gotteshauses. Wenn auch vorher keine Mittel in der Kirchenkasse waren, um eine einfache, würdige Feier veranstalten zu können, und der Kirchenrat mit vielen Bedenken und Sorgen diesem Plane gegenüberstand, die Notwendigkeit, in der gegenwärtigen Zerrissenheit der ev.-luth. Kirche Litauens, die nur durch einen willkürlichen Machtspruch der litauischen Staatsgewalt herbeigeführt worden ist, Einmütigkeit gerade nach außen hin zu zeigen, war allen klar. So wurde denn beraten, ein Programm festgelegt, geändert, wieder beschlossen und nochmals umgestoßen, Geld und andere Spenden gesammelt, bis die Feier zur Zufriedenheit aller vorbereitet war.

Der Tag war da, der uns von fern und nah, besonders aus den Nachbargemeinden, zahlreiche Gäste brachte. Um 9 Uhr vorm. versammelte sich zuerst die lettische Gemeinde in dem Gotteshause, das von einem Gemeindegliede in hochherziger Weise mit einem neuen Anstrich versehen war. Eine große Eichentafel über der Tür, welche die Blicke der Eintretenden auf sich lenkte, trägt die Jahreszahlen 1851—1926. Auch innen war die Kirche mit einem Jubiläumsgeschenk versehen. Vom Eingang bis zum Altar zieht sich jetzt ein breiter, dunkelroter Läufer hin, ebenfalls in treuer Liebe zu unserer Lutherkirche von einer eifrigen Mitarbeiterin gespendet; er dämpft die Schritte der Kirchengänger. In dem sonst so schmucklosen Raum hingen von der Decke Eichengirlanden herab, die sich in geschwungener Linie bis in die Ecken hingen. Links und rechts von den Kirchenbänken standen junge Birkenstämmchen, und am Altar waren sogar zwei mächtige Palmen aufgestellt, die mit kunstvoller Hand aus Schwertlilienblättern hergestellt worden waren. Die Glocken läuteten. Unter feierlichem Orgelspiel hielten die zusammengekommenen Pastoren ihren Einzug in die Kirche. Wie wundervoll klang doch an diesem Tage das Orgelspiel. War das überhaupt unsere Orgel, die da oben jubelte und jauchzte? So ist sie hier wohl noch nie gespielt worden! Da saß ein Meister, der unsere kleine, gewöhnliche Orgel zu Großem zwang. Machtvoll erklang der Gemeindegesang. Von schönen Chorgesängen umrahmt, die mit großem Fleiße und peinlicher Genauigkeit eingeübt worden waren, hielt Propst Tittelbach, Senior der deutschen Gemeinden, die Festpredigt. Er gedachte in kurzen Zügen der vergangenen 75 Jahre. „Bis hierher hat uns Gott gebracht, er wird uns auch durch alle gegenwärtigen Nöte weiterhelfen“, zeigte er lebendig an den Schicksalen der Gemeinde.

Zum deutschen Gottesdienst reichte der Raum nicht mehr aus. Altarplatz und Gänge waren überfüllt. Wieder erklang die Orgel unter den Meisterhänden des Memeler Organisten Hans Fromholz, so daß alle aufhorchten. Propst Tittelbach hielt nun vom Altar aus eine Ansprache. „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“ Die inneren Verhältnisse unserer geliebten Kirche sind schwer, ja beinahe unmöglich geworden, aber nicht durch unsere Schuld, Gott weiß es. Dennoch sehen wir an diesem heutigen Jubeltage, daß es noch starke Treue gegen Gott gibt. Als diese Gemeinde



Die Hauptstraße in Schaulen.

gegründet worden war, da fehlte es an einem würdigen Gotteshause. Gott lenkte die Herzen eines Ehepaares, daß es den Baugrund schenkte, auf dem diese Kirche steht. Unter gemeinsamen Opfern wurde dann der Bau im Jahre 1851 begonnen und in vier Jahren beendet. Ein Schmerz wird gerade die ältesten der Gemeindeglieder bewegen. Es war in der Zeit der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, da verließen viele treue Gemeindeglieder eure Stadt, um drüben in Amerika ihr Auskommen zu finden. Mit tiefer Wehmut werdet ihr derer gedenken, die an diesem Ehrentage eures Gotteshauses nicht zugegen sein können. Aber dennoch, wieviel Dank müssen heute die Feiernden Gott bringen. Brauste nicht gerade über Schaulen der Kriegsschrecken am härtesten in diesem Lande? Bildete nicht beinahe die ganze Stadt einen Schutt- und Trümmerhaufen? Wie durch ein Wunder ist dieses Kirchlein unversehrt geblieben. Immer hat Gott dieser Gemeinde treue Pastoren gegeben, unter deren Leitung allen Stürmen Trotz geboten werden konnte. Daher, „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“ Feierlich, wie als Antwort, schallte das „Altniederländische Dankgebet“ herab, das der Schülerchor der deutschen Mittelschule unter Begleitung von Violinen und Orgel vortrug.

Pfarrer v. Saß-Memel betrat die Kanzel. „Daselbst sind die Gefäße des Heiligtums und die Priester, die da dienen, und die Torhüter und Sänger, daß wir das Haus unseres Gottes nicht verlassen“ (Neh. 10, V. 39b). Vielen mag dieser Text zuerst befremdend gewesen sein, wie wundervoll aber verstand der Prediger es, dieser alten Schriftstelle einen neuen Sinn zu geben, so daß alle gespannt zuhörten. Die Hauptsache aber war das Gefühl, dort oben spricht ein Mann, der mit seinem eigenen Herzen unsere Nöte spürt, der unseren harten Kampf in der Diaspora um das Luthertum brennend mitempfindet und uns helfen will.

Der Vortrag des Musikstückes „Vision“ von Gounod, für Violine und Orgel, schloß sich stimmungsvoll an.



Die deutsche evangelisch-lutherische Kirche in Schaulen.

Das große Kirchengebet, gehalten vom Ortsgeistlichen, Pastor Kupffer, Senior der lettischen Gemeinden, erweckte die Herzen zum Dank gegen Gott. Und nun erbrauste durch den Raum zum Himmel empor das Lied: Nun danket alle Gott. Wie kam es nur, daß dieses alte Lied so jugendfrisch und herrlich erklang? „Der Geist ist es, der lebendig macht.“

War es ein Wagnis, daß die kleine Gemeinde ein richtiges Kirchenkonzert veranstaltete? Die Unkosten mußten nach vorsichtiger Schätzung wenigstens 1000 Lit (400 Mark) betragen. Den Veranstaltern klopfte doch ein wenig das Herz, wenn sie an diese großen Ausgaben dachten. Um 5 Uhr begann sich die Kirche zu füllen. Der Zuzug wurde stärker. Programme fehlten, Plätze waren ausverkauft. Aus den nächsten Häusern wurden Stühle geholt, alle Gänge und Plätze besetzt. Gott sei Dank, alle atmeten auf.

Um 5½ Uhr nachm. schwebte vom hohen Orgelchore herab der Chorgesang „Der Friede sei mit euch“ von F. Schubert. Wurde nicht wirklich Friede in den Herzen aller Zuhörer? Mußten nicht alle ihr Inneres diesen süßen Klängen öffnen? Es folgten die weiteren Vorträge von den Herren: Tenorsolist Megallis, Konzertmeister Kaspar, Organist und Kapellmeister Fromholz, dazu andere Chorgesänge. Ich will nicht eine Besprechung der verschiedenen Darbietungen geben. Dazu ist das Konzert viel zu schön gewesen. Nach dem Konzert traf ich auf ein Gemeindeglied, erschüttert, mit Tränen in den Augen: „Und heute darf ich meinen 75. Geburtstag feiern!“ waren seine einzigen Worte.

Aus Schodens Vergangenheit

In unser mehr oder weniger geregelter Leben kommt eines Tages ein Brief, der ein Bild enthält. Es ist ein Bild, das mein Herz aufwühlt, meine Gedanken zurückfliegen läßt in die alte Heimat. Gern hätte ich es ihnen allen, meine lieben Leser, gezeigt, das Foto war aber so unscharf, daß es nicht gedruckt werden konnte. So habe ich es in einen Umschlag getan und nach Kanada an meine Tochter, die dort verheiratet ist, geschickt.

Es ist ein Bild der Kirche in Schoden, so wie sie jetzt aussieht. Zwar ist sie wieder aufgebaut, nachdem sie, wie ich gehört hatte, zerstört war, aber sie steht so verlassen da, unser liebes Kirchlein, so kahl und nüchtern und lag doch einst geborgen in alter Bäume Hut. Mitten im Pastoratsgarten stand sie und gleich nebenan lag das Pfarrhaus. Darin haben einst meine Großeltern gewohnt, der strenge Pastor August Dartau, der auf Kirchenzucht hielt. Seine rauhe Schale wurde durch seine Frau sehr gemildert, geglättet. Sie hieß „Engeline“ und sie war tatsächlich ein Engel an Geduld und Sanftmut, diese gänzlich unpraktische (wie eben ein himmlisches Wesen) Mutter von acht Kindern. Wenn ich meine Großeltern auch nicht persönlich gekannt habe, so sind sie doch ein Teil meines Ichs, so sehr haben sie mich beeinflußt, sie und ihr Lebenskreis, der mir aus vielfachen Erzählungen bekannt wurde. Es kam manchmal vor, daß die Söhne spät am Abend in die Sakristei geschickt wurden, um dem Vater ein vergessenes Buch zu holen. Huch, war das gruselig, in die dunkle Kirche zu gehen, finster und kalt, es raschelte unheimlich aus allen Winkeln . . . Oben, auf dem Kirchenboden, das wußten sie, standen auf Vorrat fertige Särge, neulich war noch einer wieder nach oben geschafft worden . . . Und ein Sarg? Konnte man wissen, ob aus ihm sich nicht ein Geist erhob . . . Schnell das Buch ergriffen und zurück. Doch nie hätten die Söhne gewagt, ihrem gestrengen Herrn Vater gegenüber von diesem Angst- und Schaudergefühl zu sprechen.

Das, was hinter der Altarwand pietätvoll aufbewahrt wurde, war ihnen viel verlockender. Es war eine alte bestickte Fahne der „Johannisburg“, wie in grauer Vorzeit die alte Burg jenseits des Mühlenteiches hieß. Daran ließen sich alle möglichen Heldengeschichten knüpfen.

Als junge Frau kam ich dann zum ersten Male nach Schoden, aber mir war es, als käme ich in alt vertraute Räume, so lebendig standen die Bilder aus der Kindheit vor meinem geistigen Auge.

Damals amtierte noch der alte Pastor Lieventahl in Schoden. Er besaß keine Rednergabe, aber er spielte wundervoll Orgel. Seine große Frömmigkeit konnte er in Tönen viel deutlicher ausdrücken als in Worten. Er starb während des ersten Weltkrieges und sein Nachfolger wurde Pastor M. v. Bordelius. Sie waren beide noch jung, der Pastor und die Pastorin, arbeitsfreudig und sprühend lebendig. Mit ihnen brach für Kirche und Gemeinde ein neuer Frühling an. Pastors blieb lange Jahre das eigene Kind versagt. Sie holten sich Kinder aus der Gemeinde ins Haus, erst zwei, drei, dann eine ganze Schule. Der Pastor brachte es fertig, aus erbetenen und erbeteten Groschen ein Häuschen zu kaufen, es mit der Zeit immer weiter auszubauen, so daß es schließlich Schule und Wohnung für 40 und mehr Kinder bot. Wie stolz die Kinder auf ihre Schule waren, wie sie darauf bedacht waren, sie durch ihre Arbeit zu verbessern, zeigt folgendes Beispiel. Im Herbst und im Frühjahr versank man auf dem Hof bis über die Knöchel im Schmutz. „Wenn wir doch

„Wenn es doch noch weiterginge“, das war der Wunsch, der ungesprochen in aller Herzen lebte. Als ob die memelländischen Gäste, die Konzertgeber, unseres Herzens geheimstes Wünschen gespürt hätten, beim zwanglosen Beisammensein am Abend im Saale der deutschen Schule sangen sie noch einmal, wieder und wieder. Auch die andern Künstler zeigten uns gern ihr Können.

Leider schlug bald die Trennungsstunde. Im deutschen Internat wurden noch einige Volkslieder zu Ehren unserer wertigen Internatsleiterin gesungen, die gerne die Mühe auf sich genommen hatte, die Memeler Chormitglieder aufzunehmen. Mit Gesang ging es durch die Straßen. Vor dem gastfreien Hause der Damen v. Berg, in dem die anderen Gäste untergebracht worden waren, gab's noch einen Aufenthalt, Abschiedstrunk, Abschiedsgesang. Bald war der Bahnhof erreicht. Sollen wir wirklich schon scheiden? Wir hätten die Memelländer gern länger behalten. So schnell waren wir Freunde geworden. — Tücherschwenken, letzter verklingender Gesang . . . Wir sind allein! — — — Doch nicht allein. Nun haben wir es mit unseren eigenen Augen gesehen. Da leben noch so viele evangelische Glaubensbrüder, die sich für uns interessieren, die sogar Opfer und Mühen auf sich nehmen und uns helfen. Es ist das erstmal, daß unsere evangelischen Brüder aus dem Memellande nach Litauen gekommen und Hand in Hand mit uns gegangen sind. Darin liegt besonders die Bedeutung dieses Tages. Wieviel Mühen auch aufgewendet sind, sie werden reiche Frucht tragen. Das ist unser frohes Bewußtsein. Das ist auch gleichzeitig der Dank an alle, die da mitgewirkt und mitgeholfen haben, an euch aus dem Memellande und an euch aus Schaulen und Umgebung.

Die Gesamteinnahmen belaufen sich auf 1700 Lit, so daß mit einem Reingewinn von 700 Lit abgeschlossen werden konnte.

Aus „Ev.-luth. Gemeindeblatt für Litauen“ Jahrg. 1924/7.



Der „Kryžiu Kalnas“ — Berg der Kreuze bei Schaulen.

den Hof pflastern könnten“, seufzte die Lehrerin. „Warum nicht?“ meinten die Kinder. „Steine, was sind Steine, die sind genug da.“ Und es begann ein Wettlauf der Kinder nach Steinen, sie trugen in Körben, Eimern, führten in Karren Steine herbei und der Erfolg war, daß der Hof einen festen Untergrund bekam. Natürlich durfte man ihn nicht mit fachmännisch gepflasterten Höfen vergleichen, die es hier gibt, aber er erschien uns damals ausgezeichnet und sehr kostbar, war er doch in freiwilliger Arbeit geschaffen. Onkel Pastor und alle hatten ihre Freude daran. Ein Garten wurde angelegt. „In dem Sumpf kann nichts wachsen“, warnten die Litauer. Und als dann die Nachbarn sahen, daß Gemüse und Kartoffeln geerntet wurden, zuckten sie die Achseln und sagten: „Bei den Deutschen wächst es!“ Aus einem Umkreis von 100 Kilometern kamen die Kinder in die deutsche Schule, blieben dort vier bis fünf Jahre, wurden in den meisten Fällen auch gleich nach der beendigten Schulzeit eingesegnet. Die Kirche war der Mittelpunkt des deutschen Lebens, Sonntags, da trafen sich die Leute vor der Kirchentür, man kam zeitig, nicht so in letzter Minute angehetzt, und bis der lettische Gottesdienst zu Ende war, feierte man ein Wiedersehen mit Freunden und Bekannten. 40 bis 50 Kilometer mußten die Kirchenbesucher



Das ev.-luth. Kirchlein in Schoden.



Das Innere der evangelisch-lutherischen Kirche in Schoden.

mit ihren Pferden zurücklegen, weit verstreut im Lande wohnten die Deutschen in Litauen. Besonders die Jugend, die vor einigen Jahren erst die Schulprüfungen hinter sich hatte, kam eifrig zu den deutschen Gottesdiensten. Es war ein frohes Zueinanderkommen und manchmal auch ein Sich-Finden, das zum Aufgebot beim Pastor führte und zur Trauung im alten Kirchlein.

Im Sommer wurden die Neugeborenen in die Kirche zur Taufe gebracht, aber in der kalten Jahreszeit, wenn die Fahrten für die kleinen Erdenbürger bei den aufgeweichten Lehmwegen zu lange dauerten, kam der Pastor zu ihnen und taufte sie in Anwesenheit der Hausgemeinde.

Doch bevor so ein Taufkind in die Kirche gebracht wurde, trug man es erst ins Pastorat, putzte es fein aus mit rosa oder blauen Schleifen, nährte es noch einmal, damit es in der Kirche nicht schreie.

Viele Sorgen wurden ins Pastorat getragen und Pastor und Pastorin halfen sie tragen im Mitfühlen und Helfen, besonders wenn es um die Kinder und Alten ging, wurde mit Rat und Tat geholfen. So mancher junge Mann trug ein trotziges Herz voll aufrührerischer Fragen ins Gotteshaus und kam mit einem Wort im Herzen zurück, das ihn bewegte: „Gottes Will' kennt kein Warum“, da glätteten sich Sturm und Wogen.

Bei einem anderen fiel ein anderes Wort auf fruchtbaren Boden und wurde ein Lichtstrahl für sein Leben.

Aber nicht nur die Großen gingen in die Kirche. Jeden Sonntag zog die

Kinderschar aus der Schule geschlossen in die Kirche zum Gottesdienst. Ob die früheren Schülerinnen, die jetzt wohl selbst Mütter sind, ihren Töchtern manchmal erzählen, wie schön es war, wenn sie vor jedem Fest die Kirchenfenster in froher Gemeinschaft putzten oder die vielen Laubgewinde flochten, um den Altar zu schmücken? Die Knaben durften die Kerzen anzünden. Das war eine große Ehre, dieser Dienst an der Kirche. Leider mußte Pastor M. v. Bordelius Schoden verlassen, da er von der litauischen Regierung als Ausländer (er war lettischer Staatsangehöriger) keine Arbeiterlaubnis erhielt. Er folgte einem Ruf nach Libau. Von dort hat er seine Schule und Kirche noch oft besucht.

Seine Nachfolger waren zwei junge Pastoren, beides Letten — doch gaben sie sich viel Mühe, rechte Seelsorger auch der deutschen Gemeinde zu sein. Ich kann mich nicht erinnern, daß sie uns je gekränkt hätten. Die deutsche Sprache machte ihnen noch Schwierigkeiten, aber sie gaben sich Mühe und waren sehr fleißig, sie zu erlernen. Sie sind beide mit uns umgesiedelt worden.

Noch einmal fällt mein Blick auf das Bild aus der neuesten Zeit. Ich wußte wohl, daß sie im Kriege zerstört worden war, und ich bin erstaunt, daß sie wieder aufgebaut ist. Oben auf dem Turm ragt das Kreuz empor. So ist das Gotteshaus nicht als Kino oder Speicher benutzt worden. Vom Pastorat ist keine Spur mehr zu sehen, das ist völlig verschwunden.

Die Aufnahme muß von einem niedrigen Standpunkt aus gemacht worden sein, denn der Turm wirkt höher, das ganze Gebäude größer, aber verlassen und verloren scheint es in einer lieblosen Welt zu stehen.

Doch will ich nicht ungerecht sein, vielleicht haben die wenigen Lettischen Gemeindeglieder, die dort noch sein mögen, viel Mühe und Geld daran gewandt, um aus den Ruinen wieder eine Kirche herzustellen. Wahrscheinlich sogar. Daher schicke ich meine Gedanken mit vielen guten Wünschen zu ihnen, begleitet von fürbittenden Gebeten. Gott der Herr möge ihnen Kraft verleihen, sich auch im Kreuz zu bewahren. Ich hoffe, daß auch sie ein Gleiches empfinden werden, wenn sie, wie wir, die Verse von Pastor Bordelius lesen:

Aus der Bäume dichtem Laube
hebst du fromm dich himmelwärts,
hebst uns mit empor vom Staube —
Kirchlein, der Gemeinde Herz!
Und aus deiner Sonntagsstille
quillt uns Kraft zur Leidenszeit,
wächst uns froher Schaffenswille,
Trost und Gottverbundenheit.
Kirchlein, nichts in unser'm Leben
könnte ohne dich gedeih'n —
alles Schaffen, Lieben, Streben
soll an dich gebunden sein!

Anita Gudsche

*

Die Gemeinde entstand 1572 gleichzeitig mit der Gründung des Städtchens Johannisburg (Schoden-Skuodas) durch den Fürsten Johann Chodkewicz. Die letzte Kirche war 1821 erbaut worden. Pastor v. Bordelius amtierte von 1917 bis 1930, vor ihm 50 Jahre lang Pastor Julius Lieventhal. Vor Lieventhal der oben erwähnte Pastor August Dartau.

Ev.-luth. Kirchengemeinde in Schaken

Die ersten Anfänge der deutschen Siedlung in Schaky reichen wohl ins XVII. Jahrhundert hinein. Der größte Zustrom deutscher Landsleute erfolgte, wie in den meisten Städten, durch die eingewanderten Salzburger 1732. Die Deutschen hatten sich neben der Stadt in dem Vorort Striupy zusammengetan.

Das ganze Gelände ringsum gehörte einem deutschen Gutsherrn, welcher es vom Fürsten Czartorisky erworben haben soll. Der letztlich bekannte Besitzer des Gutes war Baron von Keudell, der es dann an einen Herrn Komar verkaufte.

Baron von Keudell entstammte einer alten deutschen Adelsfamilie. Sein Bruder war im Jahre 1871 vor Paris als Offizier der deutschen Armee gefallen.

Baron von Keudell nahm sich der Schaker Deutschen besonders an. Seine gesamten Dienstleute waren nur Deutsche. Darüber hinaus siedelte er auf seinem Lande ebenfalls vorwiegend deutsche Bauern an. In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gründete er eine evangelische Kantoratsschule und ließ auf seinem Landbesitz eine ev.-lutherische Kirche erbauen.



Die ev.-luth. Kirche in Schaken, 1842 von Baron von Keudell, Gutsherr von Gelgaidischken, erbaut.



Das Innere der Schaker ev.-luth. Kirche.

Die ev.-luth. Gemeinde in Schaky hat sich offiziell 1843 konstituiert. Die bei der Umsiedlung vorhandene Kirche ist 1877 erbaut worden. Die Gemeinde zählte etwa 2300 Seelen, davon 80 % deutscher Abstammung waren. Bis zur Umsiedlung war in Schaky Superintendent Sroka als Geistlicher tätig. Seine Vorgänger waren: Pastor Ferdinand August Woronowicz, dann als Pfarrverweser Pastor Adolf Sachs aus Wirballen. Zu Schaky gehörten als Filialen Neustadt (Wladislawowo) und zeitweilig sogar Godlewo.



Die Kestucio-Strasse in Schaken.

Schwyren, Kreis Raseinen

Es war um das Jahr 1757, als ein Häuflein Evangelischer sich am Memelstrom in dem Orte Schwyren versammelte, um über den Bau eines sogenannten Bethauses zu beraten. Den Bauplatz hatte der dort wohnende Gutsbesitzer zur Verfügung gestellt. In welchem Jahre und wie das erste Bethaus errichtet wurde, kann leider nicht mehr festgestellt werden, da bereits in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts keine Schriftstücke hierüber vorhanden waren.

Eines weiß man jedoch: der Gutsbesitzer benötigte gute Handwerker. Weil er sie nun in seiner Nachbarschaft nicht finden konnte, wandte er sich nach Ostpreußen. Seinem Rufe folgte eine große Zahl. Ihnen wurden Wohnstätten, Land und Arbeit zugewiesen. Nur fehlte es an einer Kirche.

Meilenweit gab es keine evangelische Kirche. Darum kehrte ein Teil jener Leute wieder nach Ostpreußen zurück. Da griff nun der Gutsbesitzer, wie bereits angedeutet, persönlich ein, indem er einen Bauplatz stiftete. Und so berichtet eine alte Kirchenchronik, daß Schwyren im 18. Jahrhundert eine Kirche hatte. In ihr predigten ostpreußische Pastoren.

1800 wurde Schwyren zu Tauroggen „geschlagen“. Es ist bekannt, daß das Wilnaer Konsistorium sich der Gemeinde angenommen hatte.



Der Altar der ev.-luth. Kirche von Schwieren.



Die ev.-luth. Kirche von Schwieren an der Memel. Unsere Aufnahme stammt aus dem Jahre 1958 und zeigt, daß das Kirchlein auch heute noch durch Überschwemmungen bedroht ist.

Die ältesten Nachrichten über Geburts- und Sterbefälle stammen aus dem Jahre 1788. Ein Kantor wurde allerdings erst 1832 angestellt. Von da an waren dann auch die Kirchenbücher ordnungsmäßig geführt worden.

Das damalige Holzkirchlein stand dicht an der Memel in der Nähe des Ortes Borki. Von dort wurde die Kirche im Jahre 1849 westlich von Schwyren an den Weg verlegt. Dasselbst wurde im Jahre 1886 eine neue hölzerne Kirche aus Mitteln der sogenannten Unterstützungskasse erbaut. Dicht daneben lag auch das Kantoratsland.

Später erhielt die Gemeinde noch ein Grundstück von 33 Deßjatinen in der Ortschaft Pascheren, um die Besoldung eines anzustellenden eigenen Pastors zu gewährleisten. Daraus kann wohl mit Recht gefolgert werden, daß bereits damals Bestrebungen im Gange waren, sich selbständig zu machen.

Sehr viel Mühe in dieser Angelegenheit gab sich der Apotheker E. Hengel aus Taugoggen. Er wollte nämlich auf diese Weise die viel zu große Gemeinde Taugoggen verkleinern. Schwyren und Rossiény sollten eigene Pfarrer haben. Zu diesem Zweck stiftete der anscheinend sehr reiche Apotheker eine große Summe, mit der ein Fonds gebildet wurde, dessen Zinsen zur Besol-

dung der jeweiligen Pastoren beitragen sollten. Aus diesem Kapital erhielt später der Pastor von Georgenburg jährlich 400 Rubel Zuschuß zu seinem Jahresgehalt.

Allerdings hat es noch 30 Jahre gedauert, bis der Wunsch des Apothekers Hengel in Erfüllung ging. Doch wurde statt Schwyren Georgenburg zum selbständigen Pfarrort erhoben. Am 28. Januar 1913 wurde durch den Zaren Nikolai II. dieser neuen Pfarre die Gemeinden Schwyren und Rossieny als Filialen angegliedert.

Jedoch gab man in Schwyren das Rennen immer noch nicht auf. Unentwegt versuchte man immer wieder, einen eigenen Pfarrer zu erhalten. Endlich ging im Jahre 1923 dieser langgehegte Wunsch in Erfüllung: Schwyren trennte sich von Georgenburg und machte sich — mit Genehmigung des damaligen Konsistoriums — selbständig. Im darauffolgenden Jahre — am 25. Mai 1924 — konnte Schwyren endlich seinen ersten „eigenen“ Seelsorger, Pastor Jackschas, begrüßen.

Damit wurde der Gemeinde eine neue Aufgabe gestellt, denn es mußte für den Geistlichen die notwendige Wohnung besorgt bzw. erstellt werden. Zu diesem Zwecke wurde das Kantorat umgebaut. Endlich konnten sich am 15. August 1926 — nach dem litauischen Synodalgottesdienst — die Gemeindeglieder mit ihren Gästen in dem geschmückten Gemeindesaal des fertiggestellten Pastorats versammeln.



Auf halbem Wege zwischen Keidany und Raseinen, zu dem Schwierien gehörte, lag Airtogala. Auf unserem Bild: Kirchenfest in Airtogala im Sommer 1936 mit Propst Tittelbach.

Aus der Geschichte Tauroggens

Am 30. Dezember 1812 trafen sich in der Mühle von Datianen bei Poscherun, etwa 5 km westlich des Städtchens Tauroggen, der preußische General Yorck und der russische General Diebitsch, ein Deutschbalte übrigens, und schlossen ein Abkommen, laut dem das preußische Armeekorps, das Yorck befehligte und mit dem er im Verbande der „Großen Armee“ Napoleons den Rußlandfeldzug mitgemacht hatte, sich ungehindert über die preußische Grenze zurückziehen konnte. Die „Konvention von Tauroggen“ leitete die Erhebung Preußens gegen Napoleon ein und gewann dadurch weltgeschichtliche Bedeutung.

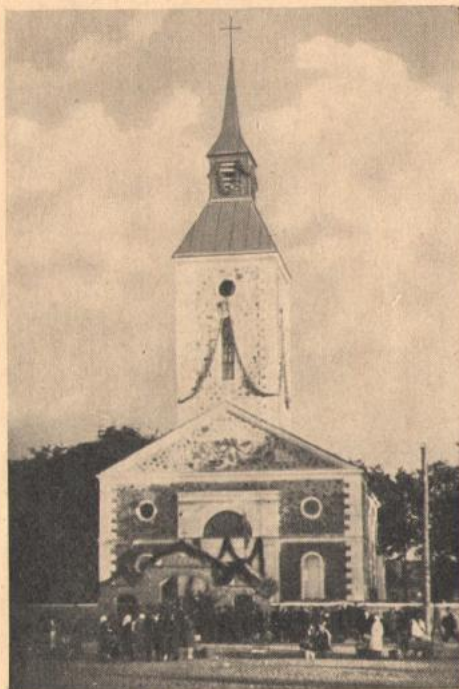
Als Yorck und Diebitsch sich in der „Mühle von Poscherun“ begegneten, waren sie Gäste eines Deutschen, denn die an der Berse gelegene Mühle befand sich schon seit 1765 in deutschen Händen. Auch in den Dörfern ringsum und auf den einzelnen Höfen saßen deutsche Familien und in dem Flecken Tauroggen gab es zahlreiche deutsche Handwerker. Die schmutze evangelisch-lutherische Kirche, die sich etwas abseits des großen Marktplatzes erhob, war sogar schon 1766 erbaut worden, und zwar auf besonderen Befehl des Königs Friedrichs II. von Preußen. General Yorck mag gar nicht gewußt haben, daß er sich hier auf einem Boden befand, der erst 19 Jahre vorher an Rußland abgetreten worden war. Denn Tauroggen war zweimal Besitz der Hohenzollern.

Wir hören zum erstenmal am 24. Juni 1567 von der Herrschaft Tauroggen; Jan Szemet, Kastellan von Schemaiten, Sohn des Besitzers derselben, unterzeichnete an diesem Tage die Urkunde über die Gründung einer evangelisch-lutherischen Gemeinde. Er überließ derselben zwei Hufen Ackerlandes, auf welchen Kirche und Pfarrhaus erbaut werden sollten, und bestellte zur Bedienung des Pfarrers und zur Bebauung des Pfarrlandes vier Scharwerker aus dem Dorfe Butkehlen, die zugleich auch Pferde zu stellen hatten. Die Untertanen der Herrschaft Tauroggen, welche außer dem Gutshofe, dem Flecken und einer Anzahl Dörfer auch ein großes Waldgebiet umfaßte, sollten dem Pfarrer 20 Groschen jährlich je Hufe zahlen und ihm verschiedene Naturalien liefern. Auch ein Witwensitz für die Pfarrerswitwen wurde errichtet sowie ein Hospital für Kranke und Arme und schließlich eine Schule. Der Schulmeister wurde der Aufsicht des Pfarrers unterstellt. Als erster evangelischer Pfarrer wird Thomas Rydonski, zweifellos ein Pole, genannt. 30 Jahre später, 1598, wandte sich der Gründer der Tauroggener Gemeinde, Jan Szemet, an den Administrator des Herzogtums Preußen, den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, und bot ihm die Herrschaft Tauroggen zum Kauf an. Er war in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten, zumal er einen Teil Tauroggens beim Tode seines Vaters seiner Schwester und deren Mann hatte überlassen müssen. Der Markgraf, ein sorgsamer Landesvater, der Preußen für seinen geisteskranke Vetter, Herzog Albert Friedrich, mit aller Umsicht und Sparsamkeit verwaltete, schickte zunächst eine Kommission nach Tauroggen, die sich an Ort und Stelle davon überzeugen sollte, ob es sich lohne, die Herrschaft zu erwerben. Der Bericht, den die Mitglieder der Kommission an den Markgrafen richteten, rühmte den guten Boden, den Fischreichtum der Jura und der anderen Gewässer, den Wildreichtum des großen Waldgebietes. Vor allem aber, so meinten die



So sah die Tauroggener ev.-luth. Kirche vor ihrer Zerstörung im Ersten Weltkrieg aus. Es mutet wie ein Treppenwitz der Geschichte an, daß die Kirche, die auf Befehl Friedrichs II. von Preußen im Jahre 1766 erbaut wurde, im Ersten Weltkriege durch deutsche Artillerie zerstört wurde, die einen Vergeltungsschlag gegen die „russische“ Stadt Tauroggen führte!

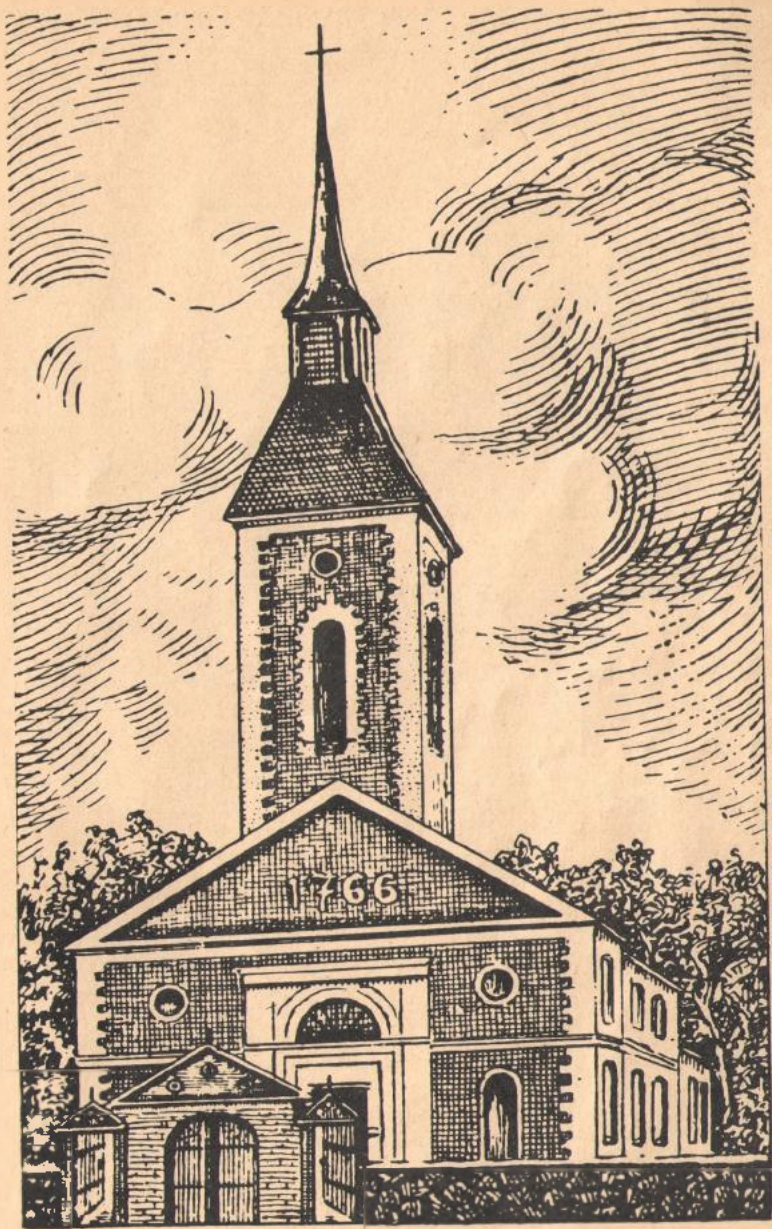
Kommissionsmitglieder, seien die Einwohner der Herrschaft Tauroggen evangelisch-lutherisch, Jan Szemet aber Katholik, und der Markgraf könne durch den Ankauf des Gutes „viel Seelen erretten“. Nun hatte Jan Szemet zwar die evangelisch-lutherische Gemeinde begründet, muß aber selbst später während der Gegenreformation zum alten Glauben zurückgekehrt sein.



Unter unsäglichen Opfern bauten die Taurogger Deutschen ihr Gotteshaus wieder auf. Unser Bild zeigt die Einweihung am 25. September 1938. Zwei Jahre danach rüsteten sie sich bereits, ihre Heimatstadt zu verlassen.

Da aber zu jener Zeit die Untertanen in Glaubensdingen ihren Herren zu folgen hatten, so wird Jan Szemet von seinen Bauern verlangt haben, daß auch sie wieder katholisch würden.

Der Markgraf Georg Friedrich konnte sich zum Kauf Tauroggens nicht entschließen. Er ließ es zunächst als Pfandbesitz durch den preußischen Kanzler Christoph von Rapp erwerben und durch einen deutschen Amtmann, Andreas Fabritius, verwalten. Erst im Januar 1601 kam der Kaufvertrag mit Jan Szemet zustande — und damit war die Herrschaft Tauroggen, mit Ausnahme des



Die Taurogener ev.-luth. Kirche nach ihrem Wiederaufbau im Jahre 1938. Zeichnung eines unbekanntes Künstlers.



Tauroggen, Vytauto-, Ecke Kirchstraße.

der Schwester Szemets gehörenden Teiles, zum erstenmal in brandenburgisch-preußischen Besitz übergegangen. 1611 konnte auch dieser Teil in Pfandbesitz genommen und 1616 käuflich erworben werden. Ein herzoglich preußischer Amtmann verwaltete die Herrschaft. Schon vier Jahre später verschrieb Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg sie einem seiner Kammerjunker und 1639 wurde sie an diesen verkauft. Sie wanderte dann von einer Hand in die andere, bis 1655 der Fürst Janusz Radziwill, litauischer Großfeldherr, das Anrecht auf Tauroggen um 80 000 Gulden erwarb. Allein, auch er behielt sie nicht lange, sondern verpfändete sie. Seine Enkelin Luise Charlotte Radziwill heiratete ein Vierteljahrhundert später den jüngsten Sohn des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den Markgrafen Ludwig, und sie war es, die auf Anregung ihres Schwiegervaters die inzwischen ziemlich verwahrloste Herrschaft zurückgewann und sie am 15. März 1688 zum Zeichen ihrer Dankbarkeit an den „Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Markgrafen und Churfürsten zu Brandenburg, meinen hochgeehrten Herrn Vater und die nachfolgenden Churfürsten zu Brandenburg“ verschenkte. Damit war Tauroggen abermals in brandenburgisch-preußische Hand gekommen. Schon 1690 befahl der Erbe des Großen Kurfürsten, Friedrich III., seit 1701 erster König von Preußen, die Einrichtung einer geregelten Verwaltung, die Unterstellung unter die Oberaufsicht des preußischen Hauptamtes Ragnit und die Wiedereinführung des evangelischen Gottesdienstes. Dafür sollte der preußische Verwalter einen Schuppen herrichten lassen, und der Pfarrer von Wilkischken im benachbarten preußischen Grenzland sollte alle drei Wochen herüberkommen und den Gottesdienst in litauischer Sprache abhalten. Als Entgelt sollten ihm 30 Gulden in bar sowie Roggen, Hafer und Gerste aus den Erzeugnissen des Gutes zur Verfügung gestellt werden.

Die Sorge für den evangelischen Gottesdienst klingt auch aus der Instruktion



Die von Fürst Radziwill im 14. Jahrhundert erbaute Festung in Tauroggen.
Sie diente zuletzt als Kommerzschule.

für den preußischen Rat Johann Reyer in Königsberg, die diesem mitgegeben wurde, als er nach Tauroggen geschickt wurde, um hier die Verwaltung nach preußischen Grundsätzen einzurichten. Sie hat sowohl Friedrich I., wie Friedrich Wilhelm I. und dessen großen Sohn Friedrich II. nie verlassen. Denn Tauroggen war für die preußischen Könige ein rechtes Sorgenkind: der Nordische Krieg und die Große Pest von 1709 nahmen es hart mit, 1733 brach der Polnische Erbfolgekrieg aus, und wiederum hatten die Taurogger Einquartierung zu erleiden. Die Grenzstreitigkeiten mit den benachbarten polnischen Großgrundbesitzern zwangen die preußischen Verwalter immer wieder zu Klagen vor dem Landgericht in Raseinen, und einer von ihnen, Michael von Puttkamer, fleht 1713 den König an, er möge ihn abberufen: er wolle lieber im schwersten Gefängnis sitzen, als weiterhin sich in Tauroggen abzuplagen und täglich mit den polnischen Nachbarn „undisziplinierte Conversation“ zu führen. Erst seit 1723 kam allmählich Ordnung in die Verhältnisse. Ein tüchtiger preußischer Verwalter, Christian Lehmann, brachte das Gut und die beiden Vorwerke Poscherun und Sauskojen in die Höhe, sorgte dafür, daß die verödeten Bauernhöfe mit neuen Siedlern besetzt wurden und ließ die evangelische Kirche, die es im 16. Jahrhundert gegeben haben muß, neu errichten. Lehmann scheint es auch gewesen zu sein, der zuerst einen ständigen evangelischen Pfarrer, Theodor Sackersdorf, nach Tauroggen berief und ihm die Mittel für den Lebensunterhalt bereitstellte. Aber der Siebenjährige Krieg machte alles wieder zunichte, Durchmärsche und Einquartierungen russischer Truppen brachten allerlei Schäden mit sich, und als 1763 der Friede geschlossen war, mußte in vielem wieder von vorn begonnen werden.

Inbesondere die Gebäude hatten sehr gelitten, das alte und das neue Gutshaus in Taugoggen — das alte stammte noch aus der ersten preußischen Zeit — mußten repariert werden, und die lutherische Kirche wurde jetzt erneut, allerdings in Holz, aufgebaut. König Friedrich der Große stellte dafür Mittel aus seiner Privatschatulle zur Verfügung, da der Verwalter der Herrschaft sich dazu außerstande sah. Schon vor dem Siebenjährigen Kriege waren auch preußische Siedler über die Grenze nach Taugoggen gekommen und hatten sich hier niedergelassen. Insbesondere in Taugoggen selbst und in dem erst 1653 erstmals genannten Dorf Meldigwirschen saßen viele Deutsche. Der Müller von Datianen war seit 1765 stets ein Deutscher, von den fünf Krügen, die es in der Herrschaft gab, waren alle in deutscher Hand. In einem Verzeichnis der Einwohner der Herrschaft Taugoggen für die Jahre 1779 bis 1786 werden einschließlich des Pfarrers und des damaligen Amtmanns Gottlieb Dreßler 119 deutsche Namen genannt; davon entfallen 50 auf das Städtchen Taugoggen selbst. Vor allem waren die Handwerker — Fleischer, Schmiede, Tischler, Drechsler, Töpfer, Schneider, Schuster — Deutsche, die in der Zeit seit 1690 allmählich von Preußen her eingewandert waren.

Zeitweilig warf Taugoggen nicht nur den jeweiligen Verwaltern und Pächtern, sondern auch dem preußischen Staat einigen, wenn auch bescheidenen Gewinn ab. Indes hatte man sich schon 1744 mit der Absicht getragen, die Herrschaft zu verkaufen. Friedrich der Große hatte sich schließlich dagegen entschieden. Sein Neffe, Friedrich Wilhelm II., aber tauschte in dem Vertrag zu Grodno vom 25. September 1793, der die zweite Teilung Polens besiegelte, die Herrschaft Taugoggen und das ebenfalls dem Hause Brandenburg-Preußen gehörige Serrey gegen einen Gebietsstreifen an der südpreußischen Grenze ein. Am 3. August 1794 wurde es offiziell von dem Kreishauptmann von Raseinen übernommen, wobei ausdrücklich freie Religionsausübung für die Untertanen beider Herrschaften zugesichert wurde. Freilich ergaben sich schon sehr bald Übergriffe, so daß die Taugoggener sich mehrmals, und noch Jahre später, klagend an den König von Preußen wandten. Am 1. Juni 1795 wurde die dritte Teilung Polens zwischen Rußland, Preußen und Österreich beschlossen. Damit fiel Taugoggen an Rußland. Der letzte preußische Amtmann, Gottlieb Dreßler, verließ erst jetzt Taugoggen, das die Zarin Katharina II. ihrem Leibarzt Kruse schenkte. Dieser übermachte es seinem Schwiegersohn, dem Obersten Albrecht, der es 1806 an den Grafen Platon Subow verkaufte. 1841 erwarb es Zar Nikolaus I., der es 1846 dem Präsidenten des russischen Reichsrates, dem Fürsten Ilarion Wassiltschikow, schenkte, in dessen Familie es dann geblieben ist.

Das deutsche Leben konnte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts weiter entfalten. Auch die Kirchengemeinde wuchs. Taugoggen war Muttergemeinde für die Orte Kelmy, Neustadt, Raseinen, Schillelen, Georgenburg und Schwiren. 1863 wurden in Taugoggen und seinen Filialgemeinden zusammen ungefähr 3500 Deutsche gezählt, 1910 war die Zahl weiter gestiegen und saßen im Kirchspiel Taugoggen allein 4000 Deutsche. Während der deutschen Okkupationszeit im Ersten Weltkrieg konnten in Taugoggen und Meldigwirschen deutsche Volksschulen eröffnet werden. Nach der Errichtung des Staates Litauen am Ausgang des Ersten Weltkrieges hatte das Deutschtum in Taugoggen mancherlei Bedrängnisse zu bestehen: die Volksschulen in Meldigwirschen und Taugoggen wurden geschlossen. Der amtierende Pfarrer Wie-

meris in Taugoggen wurde der Anstoß zu dem großen Kirchenstreit innerhalb der evangelischen Kirche Litauens in den Jahren 1925—1932. Und schließlich brach der Zweite Weltkrieg über Taugoggen herein, das als Grenzstadt in den Kämpfen 1941 und 1944 auf das Schwerste gelitten hat. Hunderttausenden deutscher Soldaten, die zum Einsatz an die Ostfront oder zum Urlaub nach Deutschland reisten, wird der Name Taugoggen die Erinnerung an die hier aufgebauten Barackenlager wecken. Damals waren die Deutschen der kleinen Stadt und ihrer benachbarten Dörfer bereits umgesiedelt. Als beim Rückzuge der deutschen Truppen erstmals ein sowjetischer Panzer Ende Juli 1944 nach Taugoggen hineinschoß, da wurde damit eine lange und bewegte Geschichte deutschen Lebens und Schicksals abgeschlossen, von der einiges hier erzählt worden ist.

Prof. Dr. Manfred Hellmann



Die ev.-luth. Kirche in Taugoggen heute. Unsere Aufnahme stammt aus dem Jahre 1958.

Einiges über die Gemeinde Wilkowischken

Verhältnismäßig spät wurde die ev.-luth. Kirchengemeinde Wilkowischki gegründet. Als Gründungsjahr wird 1843 genannt. Der anfängliche Kirchenbau wurde 1868 ausgeführt, wobei es sich um eine hölzerne Kirche ohne Turm handelte.

Als 1870 der Majoratpächter Baron von Ungern-Sternberg Kirchenvorsteher und Kirchenvorstandsvorsitzender wurde, reifte der Entschluß, eine massive Kirche zu bauen.

Wohl fehlten der Gemeinde die erforderlichen Mittel, aber durch eine vom Baron von Ungern-Sternberg gewährte Anleihe konnte der Bau vollendet werden. Diese Anleihe ist dann im Laufe der Jahre zurückgezahlt worden.

Einige Zeit später baute derselbe Majoratpächter ein Gemeindehaus mit Kantorwohnung und einen Stall. Die eine Hälfte dieses Gemeindehauses wurde der russischen Militärgemeinde als Raum für Gottesdienste vermietet,



Das einzige Wilkawischker Bild, das wir auftreiben konnten. Die Aufnahme stellt eine Gruppe von Litauendeutschen dar, die, nach Kriegsende nach Litauen verschlagen, im Jahre 1959 die Erlaubnis zur Ausreise nach Deutschland erhielt und hier von ihren litauischen Nachbarn auf dem Wilkawischker Bahnhof verabschiedet wird.

während auf dem anderen Ende die Wohnung des Kantors und Lehrers lag. In einem dieser Zimmer fand auch die deutsche Schule ihr Unterkommen.

Die Miete, die man von der russischen „Gemeinde“ erhielt, half wiederum die Schulden tilgen.

So arbeitete sich die deutsche Filialgemeinde empor, bis sie später aus eigenen Mitteln sogar einen Turm anbauen konnte. Im Jahre 1890 entstand der Chor, danach — im Jahre 1891 — kaufte die Gemeinde eine Orgel. Um das Jahr 1892 schenkte die Majoratsherrin Generalin Minkewitz der Kirche ein Altarbild.

Die Filialgemeinde Wilkowischki wurde stets, von einer Ausnahme abgesehen, von der Muttergemeinde Mariampol bedient. Der erste Geistliche war Pastor Lange 1843—1849, dann folgte Superintendent Bergmann 1849 bis 1872, Pastor Radtke 1872—1874, Pastor Pastenaci 1874—1893. Von 1893 bis 1896 wurde Wilkowischki vom Wirballer Pastor Sachs betreut. 1896 kam Pastor Eichelberger nach Mariampol, so daß in den späteren Jahren Wilkowischki wieder zu Mariampol kam. In den letzten Jahren vor der Umsiedlung wurde Wilkowischki unter Pastor Karl Felgendreher selbständig.



Die Grenze. Blick von Deutschland nach Litauen. Im Vordergrund links das deutsche Zollhaus in Eydikuhnen, im Hintergrund, hinter dem Schlagbaum, Kybarten in Litauen. Der zum Grenzort Kybarten gehörende Grenzbahnhof war der Bahnhof von Wirballen.

Wirballer ev.-luth. Kirchengemeinde

Der erste Zusammenschluß von Evangelischen zu gemeinsamen Gottesdiensten fand 1807 statt. In Ermangelung eines passenden größeren Raumes wurden die Gottesdienste in einer Scheune gehalten.

Erst 26 Jahre später — also um 1833 — wurde ein Bethaus gekauft. Zu gleicher Zeit wurde auch eine Kantoratsschule eröffnet.

Dieses Jahr gilt als offizielles Gründungsjahr der Gemeinde, zumal das kirchliche Amtssiegel das Jahr 1833 trug.

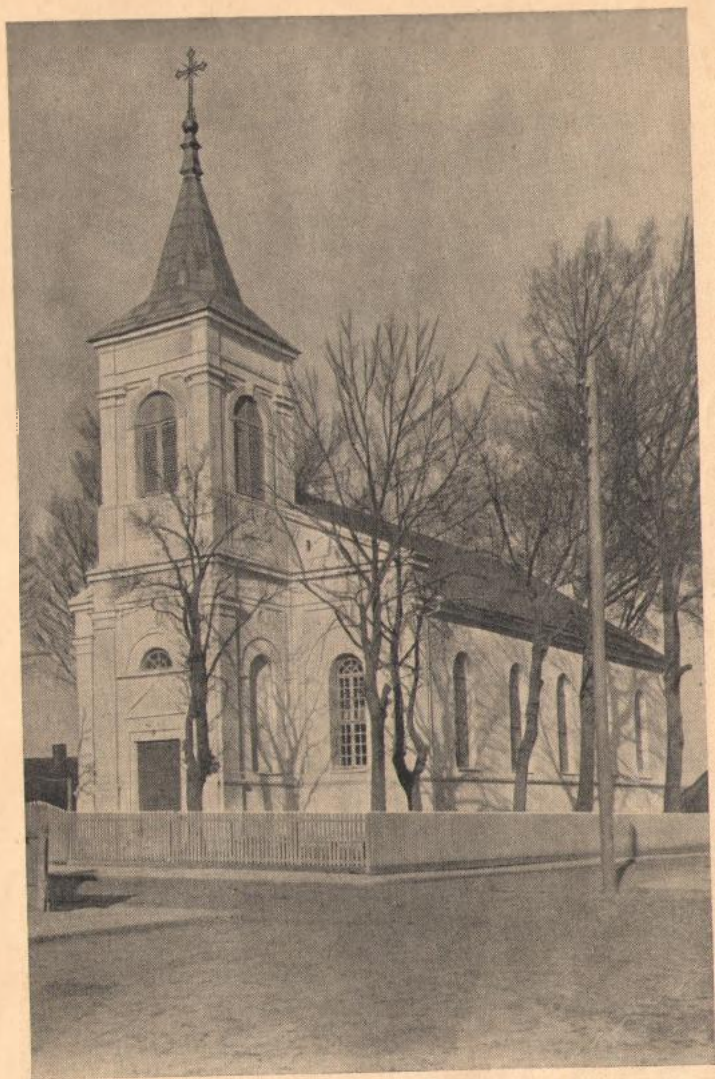
Der Bau der letzten und steinernen Kirche wurde in den Jahren 1876—1878 getätigt. Sie wurde 1878 durch Bischof Everth unter Assistenz des damaligen Wirballer Pastors Adolf Sachs eingeweiht.

Die bekanntesten Pastoren in Wirballen waren: Gottlieb Rudolf Eduard Heinrich Gensch 1844—1857, Alexander von Schulz 1857—1866, Adolf Sachs 1867 bis 1896, Karl Alexander von Moczulski 1897—1925, dann folgte Martin Lokies und Propst Paul Tittelbach sowie Pastor Bruno Landig.

Die Kirchengemeinde Wirballen hatte etwa 3000 Seelen.



Propst Paul Tittelbach mit Gattin, Pastor Landig und Kantor Kelert inmitten des Wirballer CVJM in einer Aufnahme von 1930 im Garten des ev.-luth. Pastorats in Wirballen.



Die deutsche ev.-luth. Kirche in Wirballen.



Der Marktplatz in Wirballen. Im Hintergrund die deutsche ev.-luth. Kirche.



Der Bahnhof von Wirballen. Die überdimensionale Größe des Wirballer Bahnhofs erklärt sich aus der Tatsache, daß der Ort eine Grenzstation zwischen zwei mächtigen Reichen war, Rußland und dem Deutschen Reich. Der Bahnhof empfing und entließ Kaiser und Könige...

Wilna

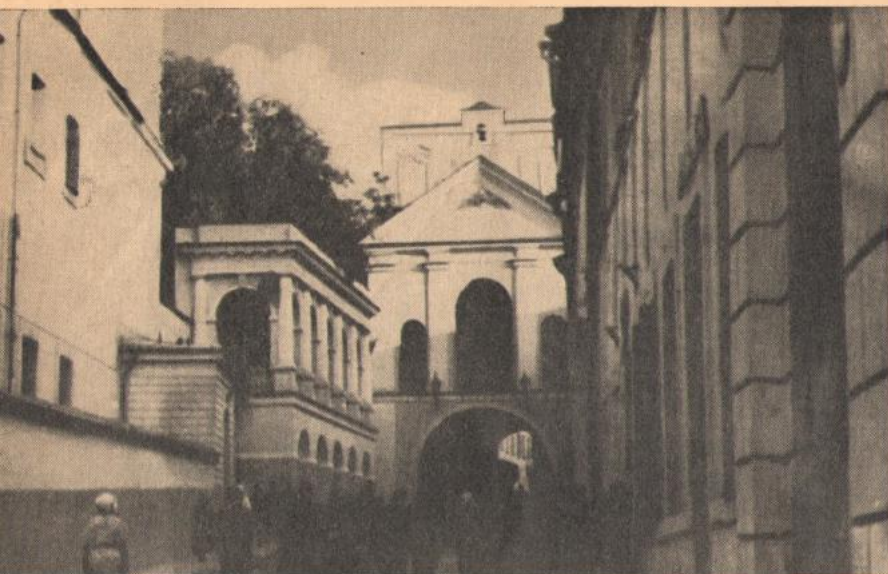
Litauen ist erst im Jahre 1386 „christianisiert“ worden. Einige Jahrzehnte später, zu Beginn des XV. Jahrhunderts, wurde die Hauptstadt Litauens von dem bekannten Hussiten Hieronymus von Prag besucht. Er hielt in Wilna Vorträge und weckte dadurch das Interesse an reformatorischen Gedanken. So unterstützten nicht nur der Herzog von Litauen, Siegmund Korybut, sondern auch König Wladislaus Jogaila verschiedentlich reformatorische Tendenzen. Erwiesen ist, daß in der St. Annenkirche zu Wilna seit dem Jahre 1502 deutsche Predigten im evangelischen Geist gehalten wurden.

Vielfach besuchten — zu Beginn der Reformation in Deutschland — deutsche Fürsten und Herren die Könige Siegmund I. (1493—1546) und Siegmund-August (1546—1573). Auch dadurch wurde ein für die Reformation günstiges Klima geschaffen.

Entscheidende Bedeutung für den Durchbruch der Reformation in Wilna hatte jedoch der im Jahre 1525 vollzogene Übertritt des letzten Hochmeisters des Deutschen Ritterordens, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zum evangelischen Glauben. Ebenso trug viel der seit 1521 in Wilna tätige Kustos der Franziskaner, Franz Lismanini, zur Ausbreitung des Evangeliums in Wilna bei. Im Auftrage König Sigismunds I. reiste er 1522 zu Luther, um von diesem evangelische „Lehrer“ für das Land zu erbitten. Als Lismanini dann noch Lehrer und Freund des jugendlichen Sigismund-August und Beichtvater seiner Mutter, der Königin Bona, geworden war und somit Einfluß am Hof und im Franziskanerkloster gewann, öffneten sich dem Protestantismus alle Türen in Wilna.



Die röm.-kath. Kathedrale von Wilna.



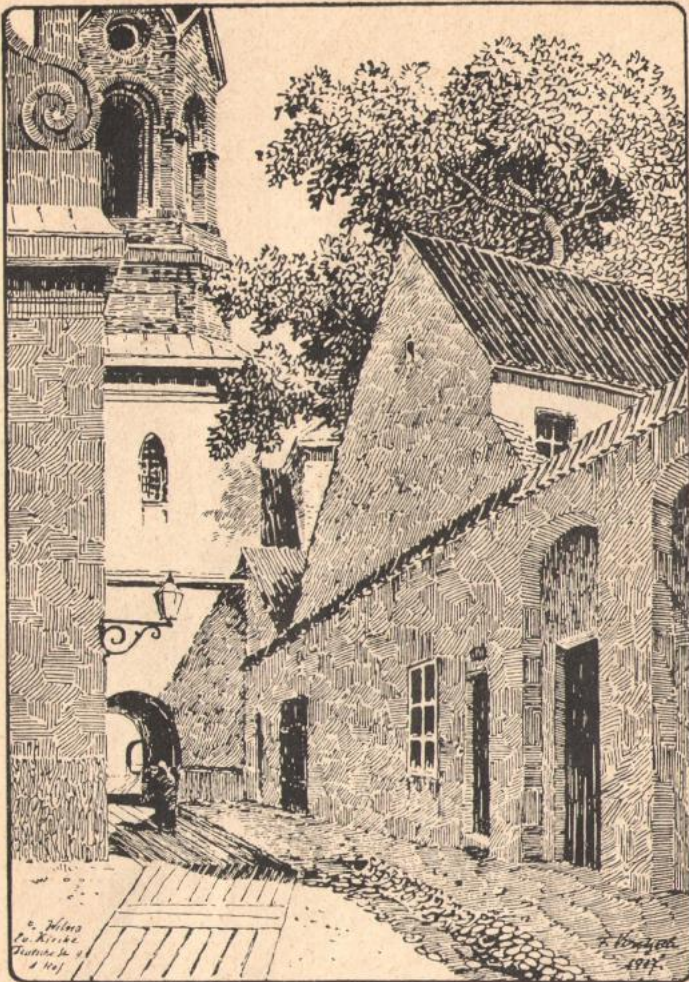
**Die Ausros Vartai, das „Tor der Morgenröte“, mit dem Muttergottesbilde
in Wilna.**

Hinzu kam der Umstand, daß der frühere Franziskaner Stanislaus Rapelhagen, ein Schüler Luthers und Doktor der Theologie der Wittenberger Universität, aber auch Abraham Kulwa (Culvensis), ein Schüler Melanchthons, und andere nach Wilna kamen und segensreich wirken durften.

Um das Jahr 1550 war fast ganz Wilna protestantisch geworden. Im Zuge dieser Entwicklung erhielten die Deutschen, durch die Zuwanderung von Lutheranern verstärkt, in Wilna eine eigene ev.-luth. Kirche. Sie wurde im Jahre 1555 in der Deutschen Straße erbaut. Ihre Entstehung verdankte sie höchstwahrscheinlich einem reichen Kaufmann Morstin, der auf seinem Hof ein Gebäude als Kirche einräumte, nachdem der röm.-kath. Bischof von Wilna, Paul Olszanski, die Kanzel der St. Annenkirche für die Evangelischen gesperrt hatte.

Die Kirche war von der Straße aus nicht sichtbar, nur der Kirchturm ragte über die Häuserdächer empor. Durch die Toreinfahrt des Pfarrhauses kam man auf den Hof, auf dem die Kirche stand. Ihre äußeren Wände waren kahl und schmucklos, um so schöner aber das Innere. Seit dem letzten Umbau in gemäßigttem Barock gehalten, machte sie einen freundlichen Eindruck.

Die Kirche hatte einen kunstvoll handgeschnitzten Altar aus dem Jahre 1624, von ausländischen Bildhauern verfertigt, der die Geburt des Heilandes, darüber das Hl. Abendmahl, das Leiden Jesu und die Himmelfahrt Christi darstellte. Der Altar wies unten in und um den Altarraum die geschnitzten Gestalten der vier Evangelisten in Mannesgröße sowie die Statuen der Apostel Petrus und Paulus mit ihren Insignien auf.



Im Hofe der deutschen ev.-luth. Kirche in Wilna.

Die Kanzel wurde von einem Cherub bewacht; an der Seite derselben war eine plastische Darstellung des Gleichnisses vom verlorenen Schaf, über der Kanzel die des guten Hirten angebracht. Die prächtig verzierte Orgel und der eigenartige Taufstein aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts wären ebenfalls zu erwähnen.

Von den siebenundsechzig Pastoren der Wilnaer deutschen evangelisch-lutherischen Kirche unveränderter Augsburgischer Konfession seien hier vier Namen genannt, wiewohl damit keineswegs irgend eine auch nur annähernd tendenziöse Qualifikation vorgenommen wird:

1. Samuel Dombrowski, Superintendent, welcher sich auch schriftstellerisch betätigt hat. Seine 1621 in Wilna veröffentlichte Sammlung von Predigten für alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres wurde 1912 zum letzten Male in Thorn verlegt.
2. Pfarrer Everth, der spätere Bischof der ev.-luth. Kirche in Polen und einem Teil Litauens.
3. Propst Paul Tittelbach, der spätere Senior der Deutschen Synode der ev.-luth. Kirche Litauens.



**Das Innere der deutschen
evangelisch-lutherischen Kirche in Wilna.**

4. Pastor Siegfried Loppe, Superintendent der Wilnaer Diözese, der bis zur Umsiedlung im Jahre 1941 in Wilna tätig war.

Die ev.-luth. Kirchengemeinde Wilnas war Mittelpunkt des dortigen deutschen kulturellen Lebens. Zur Zeit der Gegenreformation sowie der Russen- und Polenherrschaft galt es, Glauben und deutsches Volkstum zu verteidigen und zu erhalten.

In der Zarenzeit war die Lage der Deutschen trotz der Russifizierungstendenzen erträglich. Die Gemeinde hatte zwei Geistliche, in der Kirche wurde



Die vierhundertjährige Universität von Wilna.

deutsch gepredigt und ein Kirchenkollegium leitete die Geschicke der Gemeinde, die sogar eine mehrklassige Volksschule unterhielt und einige Miethäuser sowie einen Friedhof besaß.

Im Jahre 1907 wurde ein „Deutscher Verein“ gegründet, der aber durch die darauffolgenden Kriegs- und Nachkriegsjahre seine Existenz einbüßte.

Die Deutschen, in neuerer Zeit hauptsächlich als Kaufleute und als Lehrer an Oberschulen tätig, waren geachtet und man brauchte vor dem ersten Weltkrieg, wenn man auf der Straße deutsch sprach, nicht zu befürchten, angerempelt zu werden.

Ihre Lage verschlechterte sich jedoch zusehends nach der Einnahme Wilnas durch die Polen im Jahre 1919. Die Gemeinde hatte nur noch einen Geistlichen. Die alten Kirchenhäuser brachten wenig Geld ein. Es gab zwar einige begüterte Familien, die Mehrzahl der Deutschen war jedoch verarmt.

Es kamen polnische Lutheraner nach Wilna und der polnische Einfluß wurde immer stärker. In der Kirche mußten jeden zweiten Sonntag Gottesdienste in polnischer Sprache gehalten werden. Zeitweilig gab es keine deutschen ev.-luth. Religionsbücher. Den Schülern wurde empfohlen, sich solche in polnischer Sprache anzuschaffen.

Für den, der sich offen zum Deutschtum bekannte, war es so gut wie aussichtslos, bei den Behörden der allgemeinen Staats- und Kommunalverwaltung angestellt zu werden. Trotzdem sind die Deutschen Wilnas — von einigen Ausnahmen abgesehen — deutsch geliebt. In Familienkreisen wurde deutsch gesprochen. Es gab eine deutsche Bibliothek, ein Frauenverein nahm



Die geschlagene Napoleonische Armee auf ihrem Rückzug aus Rußland nach Frankreich marschiert durch Wilna. Die durch Hunger und Kälte erschöpften und demoralisierten Soldaten haben auch vor Kirchen nicht haltgemacht. Sie raubten kirchliche Gewänder und hüllten sich in sie, um dem Tode des Erfrierens zu entgehen.

sich besonders der Armen und Alten an, es wurden Vorträge und gesellige Abende veranstaltet. Wer ein gutes Rundfunkgerät besaß, hörte deutsche Sendungen und die Vorführung deutscher Tonfilme wurde gerne besucht. Als Mitte der dreißiger Jahre, angesichts der schwierigen materiellen Lage der Kirchengemeinde, die Existenz der deutschen Schule gefährdet war, entbrannte ein leidenschaftlicher Kampf um ihr Weiterbestehen. In Gemeindeversammlungen wurde eine freiwillig erhöhte Selbstbesteuerung beschlossen. Die Schule blieb erhalten.

Zu Beginn des zweiten Weltkrieges wurden Deutsche in polnische Konzentrationslager gebracht und in Gefängnisse gesperrt. Nach dem Einzug der Litauer kam bald die Umsiedlung, bei der die litauischen Behörden den Deutschen Wilnas keinerlei Schwierigkeiten machten. Am 11. Abend 1939 fand in der Kirche die letzte, alle Deutschen Wilnas vereinigende Weihnachtsfeier statt. Im Frühjahr 1940 zogen die ersten Umsiedler nach Deutschland, denen im Jahre 1941 die letzten Deutschen folgten.

Am 26. Mai 1323 rief der litauische Großfürst Gediminas zum ersten Male Deutsche in das damals noch heidnische Litauen: Kaufleute, Ritter und ihre Vasallen, denen er Siedlungsland verspricht, weiterhin Handwerker: Mechaniker aller Art, Schmiede, Wagenmacher, Silberschmiede, Bäcker, Schuh-

macher, Steinmetzen, Fischer, Personen, die mit der Salzzubereitung vertraut sind, aber zugleich auch Bauern: Sie sollen, so heißt es in den Sendschreiben in lateinischer Sprache an die Franziskaner und Dominikaner der Provinz Sachsen sowie an einige Hansestädte, mit ihrem Zugvieh frei in unser Land einreisen und sollen sicher sein vor jeder ungerechten Behandlung. Den Bauern wird für zehn Jahre Freiheit von allen Abgaben zugesichert und den Städten das Rigaische Recht.

So fing es also an, auch in der Hauptstadt Litauens. Mit der Umsiedlung endete die über 600 Jahre alte Geschichte des Deutschtums in Wilna.

Wilnas deutsch-evangelischer Friedhof

Zu den Eigenarten der Stadt Wilna gehörten auch die zahlreichen Friedhöfe, da ja jede Konfession ihren eigenen Friedhof besaß. So nannten die Katholiken zwei große Friedhöfe ihr eigen, den Rossai-Friedhof und den St.-Bernhard-Friedhof, der älter war als der Erstgenannte. Die Orthodoxen unterhielten einen Friedhof im Vorort „Neue Welt“ (Nowy Swiat), die Juden in Antokol und die Tataren bei ihrer Moschee im Vorort Lukischki. Außerdem bestanden noch eine Anzahl kleinerer Friedhöfe, so beim Militärhospital in Antokol und bei einzelnen Kirchen.

Sehr bekannt war der evangelische Friedhof, in der Regel als der deutsche bezeichnet, der sich, schön gelegen, an der kleinen Pohulankastraße befand. Zu bemerken wäre, daß es auch noch zwei deutsche Heldenfriedhöfe gab, den einen bei Zakret, den anderen in Antokol. Sie wurden in den Jahren der deutschen Besetzung während des ersten Weltkrieges (1915—1918) angelegt und dienten ausschließlich zur Bestattung der Angehörigen der deutschen Armee. Dort fanden ihre letzte Ruhe auch deutsche Soldaten des zweiten Weltkrieges in den Jahren 1941—1944.

Der evangelische Friedhof in der Pohulankastraße war nicht ohne Vorgänger. Schon im Mittelalter besaßen die deutschen Kaufleute in Wilna ihre Kirchen und neben diesen ihre Friedhöfe. Wie es damals Brauch war, wurden die Toten in und neben den Kirchen bestattet. So besaßen damals die Annen-Kirche und die kleine Franziskanerkirche, jetzt St.-Nikolaus-Kirche, ihre eigenen Friedhöfe. Das war vor der Reformation.

In Wilna hatte die Reformation anfangs eine starke Verbreitung gefunden, insbesondere in den höheren Schichten der Bevölkerung. Doch wurde sie durch die Gegenreformation, vor allem durch den neugegründeten Jesuiten-Orden, bei der alteingesessenen Bevölkerung fast vollständig wieder zunichte gemacht. Die ortsansässigen und neuzugewanderten Deutschen aber hatten der Reformation die Treue bewahrt.

Die reformierte (calvinische) Gemeinde, die zu ihren Anhängern noch einen Teil der alteingesessenen Bevölkerung zählte, sowie die evangelisch-lutherische Gemeinde besaßen ihre eigenen Gotteshäuser, die erstere in der Wallstraße, die letztere in der Deutschen Straße (gegründet 1550), beide pro-

testamentarischen Gemeinden aber hatten einen gemeinsamen Friedhof angelegt. Der erste befand sich in der Rotgießerstraße (Ludwisarska) und als dieser zu klein wurde, verlegte man ihn im 18. Jahrhundert in den damaligen Vorort „Pohulanka“. Der Name des Vorortes ist weißrussischen Ursprungs und bedeutet soviel wie Ort zum Spazierengehen, also ein Ausflugsort.

Wenn mich mein Gedächtnis nicht irreführt, so war nicht nur das Grundstück des Friedhofes auf der Rotgießerstraße, sondern auch das des Friedhofes auf der Pohulanka eine Schenkung des Fürsten N. Radziwill, der Ende des 16. Jahrhunderts zur reformierten Kirche übergetreten war.

Der alte Friedhof in der Rotgießerstraße wurde kassiert und in einen Obstgarten verwandelt; das Grundstück mit seinen Gebäuden gehörte noch bis zur Umsiedlung der Deutschen aus Wilna im Jahre 1941 der evangelisch-lutherischen Kirche in Wilna.

Der Friedhof auf der Pohulanka war auf einer hohen Ebene gelegen. Gleich beim Eingang befanden sich links und rechts zwei stattliche Gebäude. Links befand sich das evangelische Waisenhaus und die Wohnung des Friedhofsverwalters und Gärtners. Im Jahre 1941 bekleidete dieses Amt noch Herr Freudenberg. Rechter Hand lag das evangelische Altersheim; gegenüber dem Eingangstor befand sich, mit einer Orgel ausgestattet, eine geräumige Kapelle, in der die Toten aufgebahrt und Trauerandachten gehalten wurden. Es war ein schöner Brauch, in dieser Kapelle an jedem Ostersonntag, um sechs Uhr früh, eine Osterandacht abzuhalten. Es gab keinen, der diese erhabende Auferstehungsfeier verließ, ohne sich in tiefster Seele geläutert zu fühlen.

Daß die evangelisch-lutherische Gemeinde in Wilna recht groß war — im Jahre 1914, vor Ausbruch des ersten Weltkrieges, zählte die Gemeinde über 3000 Mitglieder — und ihre Glieder wohlhabend waren, davon zeugen nicht nur die Baulichkeiten und zahlreichen Gräber, sondern auch die vielen kostbaren Grabmäler und Familiengruften, die sich auf dem Friedhof befanden. Leider erinnere ich mich nicht mehr der Namen der vielen bekannten Bürger der Stadt, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben; unter ihnen befanden sich mehrere Professoren der alten Wilnaer Universität, die hier Anfang des 19. Jahrhunderts beerdigt wurden. Gut erinnere ich mich noch an das schöne Marmorgrabmal mit der Büste des Professor Adamowitsch.

Doch nicht nur die Mitglieder der protestantischen Gemeinden wurden auf diesem Friedhof begraben, oft waren es auch Andersgläubige, insbesondere andersgläubige Ehegatten und Kinder, die hier auf Wunsch bestattet wurden. Sowohl die katholische als auch die orthodoxe Geistlichkeit in Wilna gestattete es nicht, daß Andersgläubige auf den Friedhöfen ihrer Glaubensgemeinschaft beerdigt wurden, Mischehen wurden nicht anerkannt. Auch Leute, die im Zerwürfnis mit der katholischen Kirche starben, fanden auf Bitten der Hinterbliebenen auf dem evangelischen Friedhof ihre letzte Ruhestätte. Die Verwaltungen der evangelischen Kirchen in Wilna übten in dieser Hinsicht große Toleranz.

Von allen Friedhöfen in Wilna war der deutsch-evangelische der bestgepflegte und wurde von der Bevölkerung gern besucht. Das Waisenhaus, das Altersheim und der Friedhof wurden aus Mitteln und Spenden der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Wilna unterhalten. Nach der Umsiedlung der Deutschen im März 1941 übernahm die Stadtverwaltung von Wilna den Friedhof; was sie aus ihm gemacht hat, wissen wir nicht.

Als Ausdruck typischer Wilnaer Baukunst muß die gemauerte Umzäunung des Friedhofs erwähnt werden, mit ihren auf Rippen gestellten gemauerten Pfeilern, die in harmonischer Proportion den Eingang des Friedhofs umrahmen. Dieses Motiv kommt in Wilna bei mehreren Bauten vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts vor, so bei der Katharinenkirche, in einem Hof in der Ostra-Brama-Straße, vor einem alten Herrenhaus und an anderen Stellen. Dieses Wilnaer Motiv hat nach dem ersten Weltkrieg auf der Pariser Weltausstellung ein polnischer Künstler im polnischen Pavillon angewandt.

Juliane Dubiejkowski



Die Kapelle auf dem deutschen evangelisch-lutherischen Friedhof in Wilna.

Die wandernde Dorfschule

Meine Eltern und andere deutsche Bauern im engeren Umkreis der alten Heimat machten sich ernsthaft Sorgen um die schulische Ausbildung ihrer Kinder, die seit Kriegsbeginn (1914) keines Unterrichts mehr teilhaftig geworden waren und somit die kostbare Zeit inhallos verträdelten. Nach Wilkawischken, wo Kantor Johann Kehlert, ein Absolvent des Lehrerseminars Veiveriai, nach seiner Rückkehr aus Rußland (1918) wieder als Schulmeister und Organist (und Prediger) seines Amtes waltete, war der Weg nicht allen Kindern genehm. Zwei Stunden Weges war wohl kein Pappenstiel. Und was für Wege? Im Winter lag der Schnee kniehoch, im Herbst und Frühling glänzte überall die entsetzliche Matsche, kaum begehbar, geschweige denn befahrbar. Ein aufgeweckter Maurermeister, der sich um die Jahrhundertwende zur Winterszeit redlich abmühte, um den deutschen Bauernsöhnen die deutsche Schrift und deutsches Lesen beizubringen, zog unerwartet sein Versprechen zurück, nochmals als winterlicher Schulmann sein Glück in Gauroni oder sonstwo zu versuchen. Vor dem ersten Weltkriege soll er, trotz russischen Verbots, mehrere Winter lang in den Dörfern als Jugenderzieher gewirkt haben. Ritt der kaiserliche Gendarm durchs Dorf, so flogen die Bücher in eine Dunkelkammer oder unter das breite Bett, die Kinder verbargen sich oder spielten geruhsam „Hasch mich“ auf der Straße. Die Bauerntöchter kamen seltener zur Schule; im Stall oder am Spinnrad, in der Küche oder am Webstuhl brauchte man keine Schulbildung!

Wie gesagt, der Schulmeister kam nicht mehr, vielleicht lohnte es nicht, denn die Bauern geizten mit dem Geld und der fette Bauern Tisch muß ihm nicht immer zugesagt haben. Kurz und gut; wir liefen untätig umher, balgten uns in der Scheune oder auf dem Stallboden, wo das duftige Heu lag, und wollten vom Lesenlernen, das allerwenigste wissen! Daß der furchtbare Weltkrieg (1914 bis 1918) eben zu Ende gegangen war, machte uns keine Kopfschmerzen. Wir waren ja zu Hause, litten weder Hunger noch Not und heimatlose Flüchtlinge kamen uns nie zu Gesicht. Da kam ein Zufall den besorgten Eltern zu Hilfe, ein Zufall spülte den Schulmeister ins Dorf.

Es geschah an einem Sonntag, einige Wochen vor Beginn der Fastenzeit des Jahres 1919, also vor vierzig Jahren. Gustav Rohrer, ein erwachsener Bauernsohn aus Paschiliai, befand sich gerade bei uns, um vom weiten Kirchgang etwas zu verschnauften. Der Zufall wollte es, daß auch Schneidermeister Martin aus Stirnischkiai in unserer Stube saß und behaglich an seiner Pfeife schmauchte. Auch ihn peinigten dieselben Schulsorgen, weil er seine Sprößlinge, genau wie die anderen deutschen Bauern, keiner litauischen Schule anvertrauen wollte, obwohl diese Anstalt in greifbarer Nähe lag. Die Söhne und Töchter sollten nur eine deutsche Schule besuchen und damit basta! Eine andere Meinung gab es nicht. Nachdem die Absage des Maurermeisters besprochen worden war, machte mein Vater dem Gustav Rohrer den Vorschlag, einige Wochen, so bis Mitte Mai, den Schulmeister im Dorfe zu spielen. Das war aber eine nette Überraschung! Wir Kinder rissen den Mund weit auf, denn derartiges hätten wir nie erwartet. Gustav Rohrer lächelte, dann überlegte er eine Weile und willigte schließlich, nachdem man ihm tüchtig zugeredet hatte, ein. Stand doch damals der Lehrerberuf hoch in Ehren. Das



Ländliche Schulklasse in Litauen um das Jahr 1928. Im Hintergrund Lehrer Alfons Himmel, jetzt Hauptlehrer i. R. in Österreich.

wußte doch jedes Kind, und wer es nicht wahrhaben wollte, dem wurde es eingebläut. In größter Eile wurden zwei Nachbarn geholt, Karl Pluschkat und Ludwig Endrukāt. Beide unterstützten das Vorhaben, und so wurde eine deutsche Dorfschule geboren, im Frühjahr 1919, ohne jegliche Genehmigung der litauischen Behörden, versteht sich. In einer Woche, an einem trüben Montag, wurde der Unterricht, wie vereinbart, aufgenommen.

Klein war die Schülerzahl in dieser wandernden Dorfschule: es waren 9 Buben und 5 Mädchen. Das Alter war unterschiedlich: der jüngste Schüler zählte seine 8 Jahre, der älteste war wohl doppelt so alt! Jeder Bauer, der seine Kinder in die Schule zu Gustav Rohrer schickte, war verpflichtet, den Schulmeister wochenweise (wieviel Kinder, soviel Wochen) anständig zu verpflegen und nebenbei ein angemessenes Taschengeld zu entrichten. Was der liebe Schulmann dabei verdiente, ist ein Geheimnis. Jedenfalls scheint er dabei nicht reich geworden zu sein.

Die Reihenfolge begann bei meinen Eltern, die dem Lehrer gleich fünf Rangen anvertrauten. Nach genau fünf Wochen zogen wir zum nächsten Nachbarn, der uns gegenüber wohnte. Es war Meister Pluschkat, der die Schule zwei Wochen lang beherbergte. Daß wir an dem ständigen Wechsel des Schulortes unsere helle Freude hatten, dürfte wohl einleuchten! Das kindliche Gemüt sehnte sich nach Freiheit und Abwechslung. Nun kam die Reihe an Ludwig Endrukāt. Der gute Mann war zu uns sehr freundlich, bei ihm durften wir uns nach Herzenslust austoben. Kinderlärm und Kindergesang störten ihn kaum. Nach kurzen Osterferien, die kaum eine Woche lang dauerten, wurde der Unterricht fortgesetzt. Aber bald war alles zu Ende. Ein Bauer tanzte aus der Reihe und so verkürzte sich die Schulzeit um eine Woche. Als die ersten

Blumen ihre Köpfchen zum Himmel reckten und die Heidelerchen mit ihrem Trillern die Luft erfüllten, schloß die Schule ihre Pforten. Leider für immer. Ihre Lebensdauer war mit dem Ablauf von elf Wochen erschöpft.

Die Unterweisung erfolgte nur in deutscher Sprache. Die liebe traute Mundart, das Plattdeutsch, mußte dem Hochdeutschen weichen. Wir buchstabierten, schrieben auf Schiefertafeln oder in ein Heft, lasen, rechneten, malten und sangen. Von Heimatkunde, Geschichte oder Naturkunde blieben wir verschont. Die Hauptsache, wir lernten schreiben, lesen und rechnen. Eine große Schul- oder Wandtafel gab es nicht. An der Wand hingen weder Landkarten noch Anschauungsbilder. Jedes Kind hatte seine Fibel oder sein Lesebuch; die größeren, des Lesens kundig, blätterten schon im Katechismus und in der biblischen Geschichte. Einige Lesebücher kamen aus Riga (Letland), die anderen aus Breslau vom Verlag Ferdinand Hirt. In manchen Lesebüchern wurde dem russischen Zaren gehuldigt, in denen aus Breslau der allergnädigste Kaiser Wilhelm und die Kaiserin Auguste-Viktoria gefeiert. Daß Kaiser Nikolaus II. bereits tot und Wilhelm II. entthront war, bekümmerte uns wenig.

Gerne sangen wir Lieder wie „Morgenrot, Morgenrot“, „Drei Lilien“, „Ade, du mein lieb' Heimatland“, „Mit dem Pfeil, dem Bogen“, „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“, „Ich hatt' einen Kameraden“ u. a. Der Zufall fügte es, daß zu der Zeit im Dorf deutsche Einquartierung lag. Hatten wir Singen, so sangen die ehemaligen Kaiserjäger und Musketiere begeistert mit. In der Rechenstunde, wenn der gestrenge Herr Schulmeister nach dem verwünschten Einmaleins Ausschau hielt, schrieben uns die Soldaten die Zahlen, hinter dem Rücken des Lehrers, in die Luft. Sie halfen uns auch beim Buchstabieren, wenn es nicht recht vorwärts gehen wollte.

Die Behörden des jungen, eben erst erstandenen litauischen Staates ließen uns in Ruhe. Der Staat hatte damals andere Sorgen. Wenn unsere wandernde Volksschule auch nur eine Lebensdauer von elf Wochen aufzuweisen hatte, so war sie doch für manchen Dorfbuben und manches Dorfmädel die einzige Bildungsstätte, in der ihnen der Unterricht in deutscher Sprache und unverfälschtem deutschem Geist geboten wurde. Der Schulmeister tat redlich seine Pflicht und unterrichtete uns so gut er konnte. Die Bauern zollten ihm Dank und Anerkennung, mehr konnten sie für ihn nicht tun. Gustav Rohrer, unser wandernder Dorfschulmeister von Anno 1919, soll vor einigen Jahren gestorben sein.

—ner

Deutsches Sonntagsschulwesen in Litauen

Die Sonntagsschulen in unserer alten Heimat hatten nicht nur, wie die Kindergottesdienste in Deutschland, eine religiöse Aufgabe zu erfüllen, sondern besaßen auch eine eminent wichtige volkspolitische Bedeutung. Für manches der Kinder waren die rund zwei Stunden, die sie dort allsonntäglich verbrachten, die nahezu einzige Möglichkeit, in deutscher Sprache unterrichtet zu werden. Ein wohlgedachtes, auf die Mentalität des Kindes Rücksicht nehmendes Lehrsystem und der Idealismus, mit dem sich die freiwilligen und ehrenamtlichen Lehrkräfte der Aufgabe unterzogen, machten die Sonntagsschule bei Eltern und Kindern in gleicher Weise beliebt.



Das Lehrerkollegium der Sonntagsschule der Kauener Gemeinde.



Die Sonntagsschule der Kaener Gemeinde bei einem ihrer traditionellen Pfingstaustflüge.

Erste litauendeutsche Siedlung in Deutschland (Salzgitter-Lebenstedt)

In aller Stille, ohne lärmende Austeilung von Vorschußlorbeeren, aber um so zäher daran arbeitend, ja verbissen darum kämpfend, haben die Männer und Frauen der Lebenstedter Gruppe unserer Landsmannschaft ein Projekt zum Ausreifen gebracht, auf das alle Litauendeutschen nicht ohne Stolz hinweisen können: die litauendeutsche Siedlung in Salzgitter-Lebenstedt, unsere erste geschlossene Siedlung dieser Art in Deutschland, ist entstanden.

Es war ein harter, mühsamer Weg vom ersten Schritt bis zu dem Tage, da die bunten Bänder der ersten Richtkränze lustig im nimmermüden Lebenstedter Wind wehten. Die ersten Schwierigkeiten kamen aus den eigenen Reihen, denn „Schindelmeiser“ zeichnet sich, wir wissen es alle, nicht gerade durch ein Übermaß an Entschlußfreudigkeit aus, dafür aber um so mehr — es ist vielleicht ein unglückliches Mitbringsel aus der alten Heimat — durch eine Überportion Mißtrauen. Alles, was geschieht, wird zuerst daraufhin untersucht, ob es nicht etwas ist, das einen übers Ohr hauen könnte.

Wer zudem die verworrenen Bodenbesitzverhältnisse in Lebenstedt kennt (die Stadt z. B. verfügt über keinen Grund und Boden), weiß, daß sich nur ganz „hartgesottene Patrone“ an eine so aussichtslos scheinende Aufgabe heranwagten. Und erst die Behörden! Die erste Antwort war, wie konnte es auch anders sein, ein Nein. Geschlossene Siedlung? Kommt nicht in Frage! Wenn überhaupt, dann höchstens auf das Stadtgebiet verteilt. Habt ihr eine eigene Siedlung, wollt ihr auch einen eigenen Pastor mit Kirche, und habt ihr die, dann kommt der eigene Lehrer mit Schule dran! Die Lebenstedter Schindelmeisers fielen nicht vom „Stengel“ und konterten: Habt ihr etwa vor, uns zu „germanisieren“? Uns, die wir durch die Jahrhunderte, und das im Ausland, nicht zu entdeutschen waren? Und wenn wir einen eigenen Pastor oder Lehrer haben wollten? Wäre das ein Verbrechen?

Als die Behörden es darauf anlegten, die Lebenstedter Schindelmeisers „auszuhungern“, schickten sich diese an, „politisch“ zu werden. Worauf sich das Klima merklich besserte, weil beide Seiten an Unzuträglichkeiten nicht interessiert waren.

Alfred Hein, Landtagsabgeordneter und Ratsherr, Vorsitzender des örtlichen BvD, Ostpreuße von Geburt, aber voller Intuition im Erfassen und Verstehen auslandsdeutscher Besonderheiten, schaltete sich ein und half. Und wenn es auch dann noch nicht ohne Schwierigkeiten ging, aber es ging. Bezeichnend für Alfred Heins verständnisvolle, selbstlose Haltung unseren Landsleuten gegenüber sei folgender Tatbestand erwähnt: als örtlicher BvD-Vorsitzender hätte er ein Interesse gehabt, unsere bauwilligen Landsleute in sein eigenes Bauprogramm, das Bauprogramm des BvD, einzubeziehen. Als sich aber unsere Landsleute weigerten, weil sie eine eigene Siedlung haben wollten, stellte Hein seine eigenen Wünsche zurück und beteiligte sich maßgebend an der Ebnung alter Wege und half, wo er immer helfen konnte. Inzwischen hatten die bauinteressierten Landsleute innerhalb der Landsmannschaft eine autonome Gruppe mit eigenem Vorstand gebildet, da die allgemeine landsmannschaftliche Arbeit nicht dadurch gestört werden durfte, daß

Vorstand und Mitarbeiterkreis der Bezirksgruppe durch etwaige allzu große Zusatzbelastungen überstrapaziert würden.

Die autonome Gruppe nannte sich „Gemeinschaft der Bauwilligen innerhalb der Bezirksgruppe Lebenstedt der Landsmannschaft der Litauendeutschen“, besaß ihre eigene Kasse, aus der die nicht unerheblichen Ausgaben bestritten wurden und arbeitete im wesentlichen selbständig. Der allgemeine Vorstand griff nur ein, wenn „Not am Mann war“. Und wer die Versammlungen be-



**Der „Propst-Tittelbach-Weg“
in Salzgtter-Lebenstedt.**

suchte, die in den Vorbereitungs Jahren immer wieder einberufen wurden, um das Vorhaben voranzutreiben, konnte sich überzeugen, daß alle, Bauwillige und Nichtbauwillige, auf dem Posten waren und sich nicht scheuten, einen großen „Krakeel“ zu machen, um sich ihr Lebensrecht nicht streitig machen zu lassen.

Der ursprüngliche Plan, das ganze Vorhaben in eigener Regie durchzuführen, mußte mangels geeigneter Kräfte fallengelassen werden, deshalb übertrug man die Durchführung der „Niedersächsischen Heimstätte“. Es wurde zwischen der Stadt, der Wohnungs-AG, der „Niedersächsischen Heimstätte“ und der Landsmannschaft eine Vereinbarung getroffen, wonach die „Niedersächsische Heimstätte“ die für die Siedlung vorgesehene Grundstücksfläche erwarb und an diejenigen Landsleute abgab, die von der Landsmannschaft vorgeschlagen

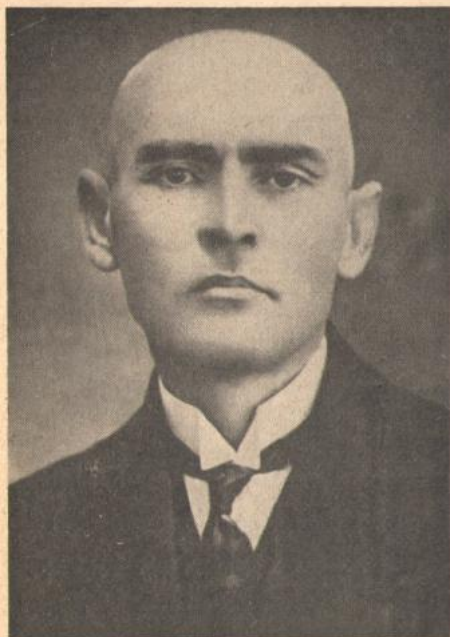
wurden. Daß dabei nur Mitglieder der Landsmannschaft berücksichtigt werden konnten, verstand sich von selbst. Ebenso selbstverständlich war es, daß die Reihenfolge, in der die Parzellen abgegeben wurden, sich danach richtete, wie lange der betreffende Aspirant bereits Mitglied der Landsmannschaft war. Der Bauvorgang selbst war in sogenannte „Baufelder“ aufgegliedert. Beispiel: Ausschachten = soundsoviel DM, Kellerhochziehen = soundsoviel DM, Hochziehen der Mauern usw. usw. Jeder der Bauwilligen, der dazu in der



**Die Rundstraße „Rudolf-Kinder-Ring“
in der litauendeutschen Siedlung
in Lebenstedt.**

Lage war, konnte einzelne oder auch mehrere „Baufelder“ in Eigenleistung übernehmen. Ihm wurde dann von der Gesamtbausumme so viel abgerechnet, wie die Firma bekommen hätte, wenn sie die Arbeit geleistet hätte. Mehr als 9000 DM durften allerdings als Eigenleistung nicht aufgebracht werden, weil es dann kein sozialer Wohnungsbau mehr gewesen wäre und die Inanspruchnahme von Landes- und ähnlichen Mitteln hätte wegfallen müssen. Die Siedlung besteht aus 38 Bauparzellen und bildet ein in sich geschlossenes Dorf, das in der Form eines großen „P“ angelegt ist. Es gibt eine gerade Straße und einen „Ring“, die beiderseits bebaut sind. Die Größe der einzelnen Parzellen bewegt sich zwischen 600 und 800 qm. Die Lage der Siedlung kann als ideal angesehen werden. In fünf Fuß-Minuten sind zu erreichen: Kirche,

Markt, Post, Kino, Apotheke, Geschäftsstraße und zentrale Omnibushaltestelle. Der Bahnhof ist in 20 Minuten zu Fuß zu erreichen. Nach Osten hin wird die Siedlung durch einen Grüngürtel begrenzt, hinter dem ein kleiner Bach, die Krähenriede, fließt, im Süden dehnen sich Lebenstedts weiträumige Sportplatzanlagen aus. An Sonne, Luft und vielem Grün wird es nicht fehlen. Die Siedlung besteht, mit Ausnahme von fünf Objekten, durchweg aus freistehenden Einfamilienhäusern.

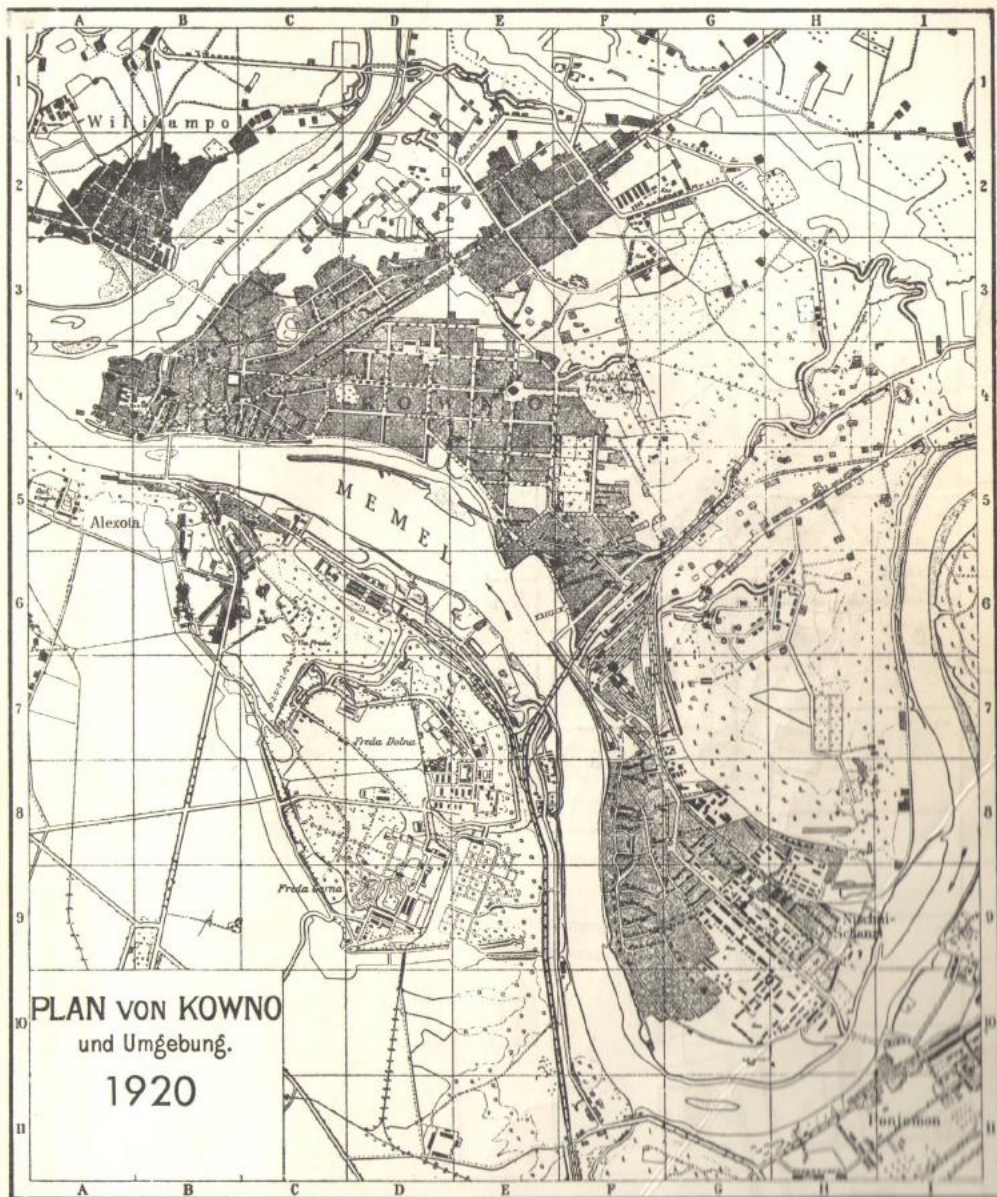


Rudolf Kinder, langjähriger deutscher Sejmabgeordneter in Litauen, nach dem eine der Straßen der Lebenstedter litauendeutschen Siedlung benannt ist. Dem anderen Namensgeber, Propst Tittelbach, sind unsere Leser in diesem Buche schon wiederholt begegnet.

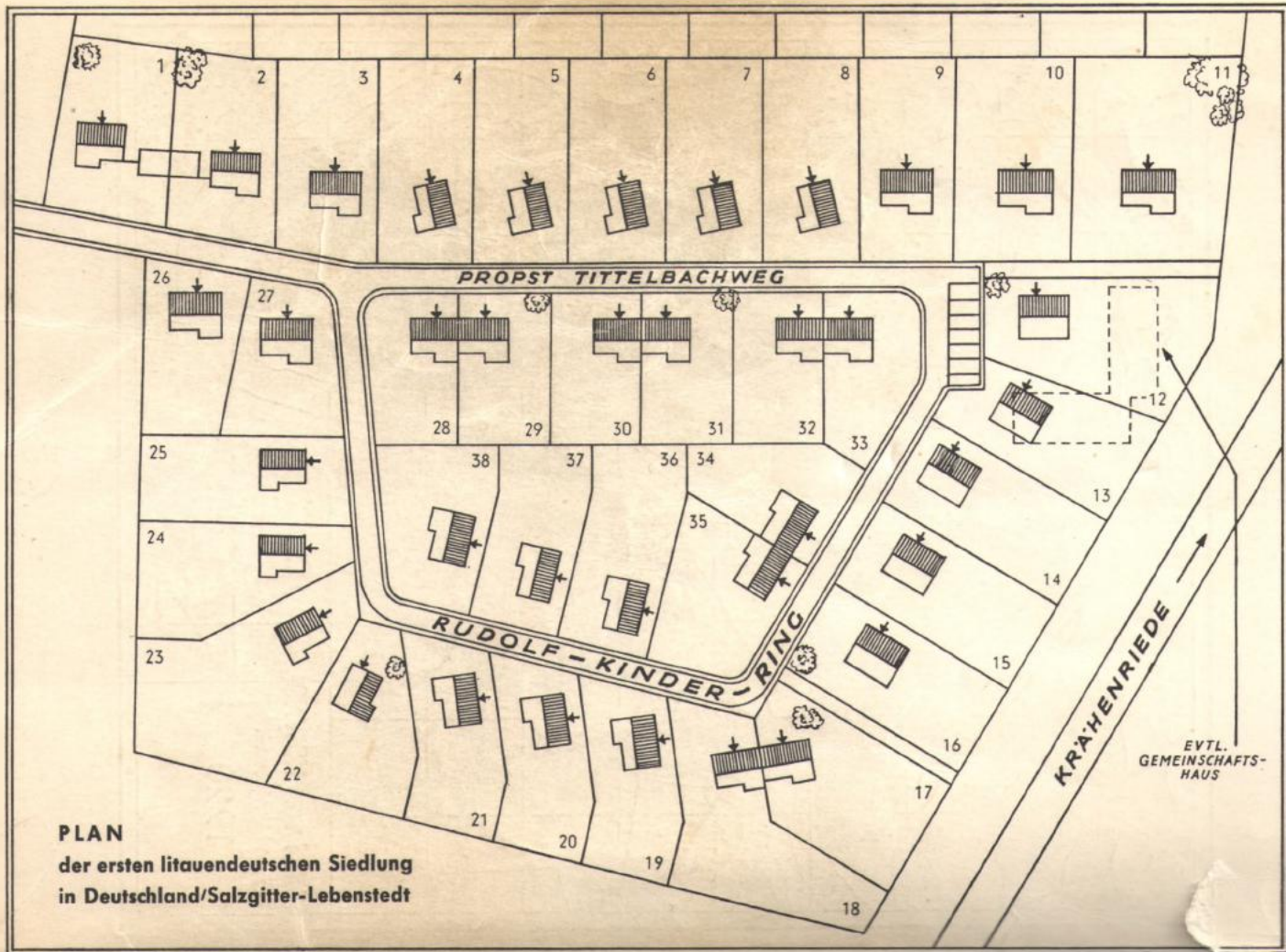
Daß die Lebenstedter Litauendeutschen dafür wirken würden, die Straßen in einer litauendeutschen Siedlung auch mit litauendeutschen Namen zu versehen, war selbstverständlich. Dennoch ging es nicht ohne Schwierigkeiten, denn die Stadt hatte, im Zuge einer allgemeinen Namensgebungsaktion, den beiden Straßen schon Namen gegeben, ehe mit den Erschließungsarbeiten begonnen worden war. Es mußte also ein Rückgängigkeitsverfahren eingeleitet werden. Aber auch das war, wieder durch Vermittlung von Alfred Hein, nicht undurchführbar, und hier muß den städtischen Organen dankbar bescheinigt werden, daß sie sich von der entgegenkommendsten Seite gezeigt haben. Die gerade Straße der Siedlung trägt den Namen „Propst-Tittelbach-Weg“, die Rundstraße führt die Bezeichnung „Rudolf-Kinder-Ring“.

Als litauendeutsche Symbole der Vergangenheit werden ihre Namen in den Straßennamen unserer Siedlung in Salzgitter-Lebenstedt weiterleben und davon künden, daß die 600jährige Geschichte des Deutschtums in Litauen auch in dieser Siedlung einen Teil ihres Abschlusses gefunden hat.

Woldemar Günther



PLAN VON KOWNO
und Umgebung.
1920



PLAN
 der ersten litauendeutschen Siedlung
 in Deutschland/Salzgitter-Lebenstedt